

Zur Rolle von Gemeinschaften und Beziehungsformen im Leben von Jugendlichen

Impressum

Herausgegeben von:

■ EFeU (A-1030 Wien, Untere Weißgerberstraße 41

Tel: 01-966 28 24, verein@efeu.or.at, www.efeu.or.at)

■ FBI Innsbruck ■ Friedensbüro Salzburg ■ KOJE Bregenz

■ Mädchenzentrum Klagenfurt ■ MAFALDA Graz

■ Verein maiz Linz ■ SOG. THEATER Wiener Neustadt

... alle in der „Plattform gegen die Gewalt in der Familie“ für den Bereich „Gewalt an/unter Jugendlichen“ zuständig.

Fotos: Herausgeber_innen, Kristina Reich (S. 100-104),

Ulrike Unterbruner 2011 (S. 35-36, 76, 79)

Layout: Tanja Jenni

Erscheinungsort: ■ Wien ■ Wiener Neustadt ■ Salzburg

■ Linz ■ Klagenfurt ■ Innsbruck ■ Graz ■ Bregenz

Erscheinungsjahr: 2013

Finanziell unterstützt von: Plattform gegen die Gewalt in der Familie des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend

**Plattform
gegen
die Gewalt
in der Familie**

bm w fi
Bundesministerium für
Wirtschaft, Familie und Jugend

Das Copyright liegt bei den acht oben genannten Vereinen.

Inhalt

Impressum	2		
Inhalt	3		
Renate Tanzberger	4		
Vorwort			
Nino Kaufmann	9		
Wir passen zusammen, aber wie?			
„Netzwerke wie Freundschaften werden die Familie ersetzen“ Interview mit Christine Goldberg	11		
Lisa Mayr	17		
Was kommt nach der „Kernfamilie“?			
Hans Peter Graß und Elisabeth Koch	20		
Community – Garantie – Kohle. Zukunftswerkstätten nach Robert Jungk			
Geschichten aus der Zukunft. Interview mit Ulrike Unterbruner	34		
Veronika Spannring	40		
Welche Beziehungsformen und Modelle von Zusammenleben wünschen sich junge Frauen für ihr Leben?			
Nino Kaufmann	48		
Fokusgruppenbefragung zu Familienbildern, Beziehungen und Gewalt in Beziehungen			
		Annette Bernhard	54
		Partizipative Forschungsmethoden – eine Chance für gemeinsame Entwicklungsprozesse	
		Brigitte Stadelmann	56
		Queere* Räume in der Mädchenarbeit schaffen	
		Kim Carrington	60
		Kinder und Jugendliche als Dolmetscher_innen	
		Gabriela Schroffenegger	68
		Zukunftsperspektiven Jugendlicher in prekären Situationen	
		Gabriela Schroffenegger	75
		Zeit für Utopie	
		Veronika Spannring	81
		Die Entwicklung von Normen und Werten aus Sicht der Gehirnforschung	
		Brigitte Tauchner-Hafenscher	87
		Visualize Your Ideas	
		Assimina Gouma	91
		Kollektiv verändern. Aktionsforschung im Rahmen von „Self-defenceIT“	
		Renate Tanzberger	98
		Wenn muslimische Schülerinnen einen Film drehen ...	
		Kurzdarstellung der Vereine	106

Vorwort

Renate Tanzberger

Zur Entstehung des Readers

Der nun vorliegende Reader stellt ein Gemeinschaftsprodukt dar. Die am Reader beteiligten Organisationen sind innerhalb der BMWFJ-Plattform gegen die Gewalt in der Familie für den Bereich „Gewalt an und unter Jugendlichen“ zuständig. Im Rahmen eines gemeinsamen Projekts arbeiteten wir 2012 mit Jugendlichen und Multiplikator_innen zum Thema Gemeinschafts- und Beziehungsformen – mit dem Ziel, die Ergebnisse 2013 in einem Online-Reader zu veröffentlichen. Unser Ausgangsüberlegungen waren folgende:

Gemeinschaft spielt im Leben von Jugendlichen eine zentrale Rolle. Die Familie ist ein bedeutender Ort, an dem Jugendliche Beziehung und Gemeinschaft erfahren. Mit dem Erwachsen Werden nehmen auch Gemeinschafts- und Beziehungsformen, die über die Familie hinaus gehen, wie Peers/Clique, Paarbeziehungen, Freundschaften, Social Communities (Facebook, etc.) sowie die Community, in der Jugendliche leben, zunehmend Raum ein.

Familienbilder und Beziehungsformen sind einem ständigen Wandel unterworfen, selten stehen den heranwachsenden Menschen Modelle zur Verfügung, die sie in ihr Leben übertragen können. Die Herausforderung für Jugendliche ist, eigene Beziehungsmodelle zu definieren und Formen des Zusammenlebens zu finden, die für ihre individuelle Biographie Stimmigkeit haben und in ihrem Lebensumfeld gelingen können.

Uns interessierte,

- welche Gemeinschafts- und Beziehungsformen Jugendlichen wichtig sind,
- was sie mit Freundschaft, Familie, Beziehung, der Clique, ... verbinden,
- wo sie Gemeinschaft, Beziehung, Freundschaft als hilfreich erleben und wann als beschränkend oder gewalttätig,
- was für sie Gemeinschaft schwierig macht,
- was es ihres Erachtens braucht, um in Gemeinschaft leben zu können,
- welche Unterstützung sie in schwierigen Beziehungen brauchen (Konfliktbewältigung, Umgang mit Gewalt),
- welche Normen und Werte sie in Gemeinschaften erleben,
- wie sie sich eine ideale Gemeinschaft für ihre Kinder / die nächste Generation vorstellen würden,
- welche Visionen sie für das Zusammenleben haben.

Wir gingen dabei vom persönlichen Erleben der Jugendlichen aus und ermöglichten ihnen zu reflektieren und Visionen zu entwickeln. Die Methoden, die wir dabei einsetzten, waren vielfältig: Wir arbeiteten mit den partizipativen Methoden Zukunftswerkstatt und Fokusgruppe, mit Zeitungstheater und mit dem Medium Film. Zusätzlich wurden Interviews mit Jugendlichen und Multiplikator_innen geführt.

Ziel dieses Readers ist es, Multiplikator_innen, die mit Jugendlichen arbeiten, Anregungen zu geben, sich mit Jugendlichen über Gemeinschafts- und Beziehungsformen auszutauschen, Vorstellungen der Jugendlichen sichtbar zu machen, zum Reflektieren anzuregen und Utopien zu entwickeln.

Zum Inhalt des Readers

Neben den bereits oben erwähnten Methoden, die wir konkret einsetzten und im Reader vorstellen, konnten wir noch Autorinnen gewinnen, die sich mit Themen beschäftigen, die den Methodenteil gut ergänzen.

Von Lisa Mayr und *derStandard.at* wurde uns ein **Interview** von Lisa Mayr mit **Christine Goldberg** zur Verfügung gestellt, in dem es um die Falle der Romantik, das schwierige Glücksversprechen der Ehe und neue Formen des Zusammenlebens geht. Die Soziologin weist unter anderem auf die zunehmende Bedeutung sozialer Netzwerke hin und meint zum Thema Beziehungen: „Beglückend sind Beziehungen dann, wenn wir darin alles sein dürfen – unabhängig von Geschlecht, Rollenbildern und Alter“.

Im zweiten Beitrag fasst Lisa Mayr einige **Ergebnisse des OECD-Berichts „Future of Families to 2030“** zusammen und konstatiert einen Wandel von der Kernfamilie hin zu neuen Formen des Zusammenlebens.

Die neuen Formen des Zusammenlebens sind allgegenwärtig, gleichzeitig finden sich bei vielen Jugendlichen sehr traditionelle Bilder von Familie. Das Mädchenzentrum Klagenfurt und das Friedensbüro Salzburg hielten **Zukunftswerkstätten** ab, um mit Jugendlichen zu ihren **Vorstellungen von Zusammenleben** zu arbeiten. Elisabeth Koch und Hans Peter Graß beschreiben und reflektieren im Artikel die angewandten Methoden und gehen auf die Ergebnisse des Projekts ein.

Desirée Summerer führte ein **Gespräch** mit **Ulrike Unterbruner**, Professorin am Institut für Didaktik der Naturwissenschaften der School of Education/Universität Salzburg über ihre Studie, wie Jugendliche sich Natur, Technik und Menschen in 20 Jahren vorstellen. Besonders interessant ist, dass die Ergebnisse mit den Ergebnissen einer Studie über Zukunftsbilder von Jugendlichen, die Frau Unterbruner 20 Jahre zuvor durchgeführt hatte, verglichen werden konnten. „Die klassische Kernfamilie ist weiterhin das Wunschbild“ ist eines der Resultate. Aber: „Ein Unterschied ist für mich ganz eindeutig, nämlich dass sich heute auch Burschen Wünsche nach einer glücklichen Familie und Kindern erlauben.“

„Welche **Beziehungsformen** und Modelle von Zusammenleben wünschen sich junge Frauen für ihr Leben?“ fragte der Verein MAFALDA. In drei **Workshops** wurde anhand von Texten in Fokusgruppen zu den Themen Familie, Beziehungen und Gewalt in Beziehungen gearbeitet. „Die jungen Frauen kennen viele Familienformen, möchten selbst aber ein traditionelles Familienbild verwirklichen. Sie wünschen sich Familie als einen harmonischen Ort, der geprägt ist von gegenseitigem Vertrauen, Respekt und Zusammenhalt“ – so fasst Veronika Spannring ein Ergebnis der Workshops zusammen.

Nino Kaufmann berichtet in seinem Artikel über eine **Fokusgruppenbefragung**, die vom Koordinationsbüro für Offene Jugendarbeit und Entwicklung durchgeführt wurde und bei der die Fragen: „Welche Zukunftsvisionen haben unsere Besucher_innen hinsichtlich Familienformen und Beziehungsqualitäten? Wie begegnen sie möglicher Gewalt in Beziehungen?“ im Mittelpunkt standen. Eine Auswirkung der Befragung war, dass einige der befragten Mädchen sich wünschten, dass die Burschen im Treff ebenfalls die Gelegenheit erhalten sich mit den Projektfragen auseinandersetzen zu können.

Annette Bernhard beschreibt die **Methode Fokusgruppe** und weist darauf hin, dass „durch ein Einbeziehen und ein an den Stärken-Ansetzen betroffene Jugendliche die Möglichkeit haben, sich mit bestimmten Themen ihrer aktuellen Lebensrealität auseinanderzusetzen und dadurch ein ‚kritisches Bewusstsein‘ zu erlangen.“

Im Beitrag zu **queerer Mädchenarbeit** von Brigitte Stadelmann, Sozialarbeiterin und Mitarbeiterin des Vereins Amazone, wird das Augenmerk darauf gelegt, dass nicht nur von Jugendlichen erwartet werden kann, dass sie offen sind für neue Formen des Zusammenlebens, sondern dass auch in der Jugendarbeit und durch Jugendarbeiter_innen die Vielfalt an Lebensformen vermittelt, im konkreten Beispiel Heteronormativität durch vielfältige Lebensweisen ersetzt werden muss.

Kim Carrington vom Autonomen Zentrum von & für Migrantinnen widmet sich einem vernachlässigten Thema: der **Dolmetschleistung von Kindern und Jugendlichen** in Migrant_innenfamilien, bei der nicht selten die Rollen von Erwachsenen und Kindern/Jugendlichen vertauscht werden. In einem Gruppeninterview mit jungen Erwachsenen werden verschiedene Aspekte dieser Tätigkeit aufgezeigt.

Um **Zukunftsperspektiven in prekären Situationen** geht es auch in Gabriela Schroffeneggers Beitrag, die u.a. Betreuer_innen von Jugendlichen im Alter von 12 bis 16 Jahren interviewt hat, die die Gewaltverhältnisse zu Hause nicht mehr aushalten und weggehen.

Anschließend nimmt sich Gabriela Schroffenegger Zeit für **Utopien** und plädiert dafür, dass „Jung und Alt sich über die gewünschte Zukunft verständigen und ihre Utopien diskutieren sollten“, wobei sie dies vorrangig als die Aufgabe derer sieht, „die ohne virtuelle Welten aufgewachsen sind und möglicherweise noch besser zwischen real und virtuell unterscheiden können“.

Veronika Spanning fragt, wie wir wertebezogenes Handeln und Verhalten entwickeln und bezieht dabei zentrale Ergebnisse der **Gehirnforschung** mit ein.

Um das Ausprobieren von verschiedenen Handlungsmöglichkeiten geht es bei den von Brigitte Tauchner-Hafenscher vorgestellten **Zeitungstheaterprojekten**. Sie resümiert: „Die szenische Umsetzung als Probestätte für die Wirklichkeit stärkt persönliche und soziale Kompetenzen, Teamfähigkeit und partizipatives Handeln, speziell auch in der gewaltpräventiven Arbeit und in der Konfliktbearbeitung“.

Mit Gewalt in den Neuen Medien, der **Methode Aktionsforschung** und wie Jugendliche dieses Thema und die Methode umgestalten und damit ihre Lebensrealitäten einbringen, beschäftigt sich Assimina Gouma.

Zum Abschluss stellt Renate Tanzberger ein **Videoprojekt** mit muslimischen Schülerinnen vor, bei dem diese sich kreativ mit Gemeinschaft, aber auch mit Gewalt auseinander gesetzt haben.

Im Anhang sind alle an der Entstehung des Onlinereaders beteiligten Organisationen kurz beschrieben.

Die im Onlinereader verwendeten Fotos und eingestreuten Zitate sind im Rahmen der beschriebenen Projekte entstanden.

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen beim Lesen und freuen uns über Rückmeldungen.

Näheres zur Plattform des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend findet sich auf www.gewaltinfo.at, der Jugendbereich wird auf www.gewaltinfo.at/plattform/jugendliche vorgestellt.

Die am Reader beteiligten Organisationen sind:

EfEU – Verein zur Erarbeitung feministischer Erziehungs- und Unterrichtsmodelle

FBI – Institut für gesellschaftswissenschaftliche Forschung, Bildung und Information

Friedensbüro Salzburg

KOJE – Koordinationsbüro für Offene Jugendarbeit und Entwicklung

Mädchenzentrum Klagenfurt

MAFALDA – Verein zur Förderung und Unterstützung von Mädchen und jungen Frauen

Verein maiz – Autonomes Zentrum von & für Migrantinnen

SOG. THEATER – Zentrum für Theaterpädagogik und strategische Inszenierung

Näheres zu den Organisationen findet sich am Ende des Online-Readers.

Wir passen zusammen, aber wie?

Nino Kaufmann

Wer oder was bildet mein persönliches soziales Umfeld, und wie bin ich darin eingebettet? Gibt es Dinge, die ich daran ändern will? Welche Lebensbedingungen fördern Gewalt und welche Handlungen können sie verhindern? Gibt es bereits Orte der Resilienz, die mir zur Verfügung stehen und welche Räume erlauben es mir, ausreichend Widerstandsfähigkeit zu entwickeln? Wo bekomme ich passende Unterstützung? Welche Visionen und Utopien habe ich im Hinblick auf zukünftige Beziehungen und Gemeinschaftsformen?

Für solche und ähnliche Fragen brauchen Jugendliche ein vertrautes Umfeld, entgegengebrachten Respekt und viel Freiraum für ihr individuelles Lernen, weil es in unserer Gesellschaft noch immer ein Tabu ist, über Gewalt zu sprechen. Darüber hinaus brauchen heranwachsende Menschen ausreichend Freiräume zur Entwicklung tragfähiger Visionen und Utopien.

Die Jugend-Wertestudie 2011 berichtete von einer großen Diskrepanz zwischen dem gesellschaftlichen Zukunftspessimismus und den durchaus optimistischen Zukunftsbildern im eigenen sozialen Umfeld heranwachsender Österreicher_innen. Einerseits locken Karrierechancen und materieller Wohlstand, andererseits suchen heranwachsende Menschen Rückhalt und Sicherheit in klassischen Gemeinschafts- und Beziehungsmodellen, die den Anforderungen nach Beständigkeit, statistisch gesehen, kaum mehr standhalten können. Die Generation der 14- bis 29-Jährigen ist von einem pragmatischen Individualismus geprägt, gesellschaftliche Utopien sind für sie kaum mehr von Bedeutung. Jugendliche

stellen sich selbst und ihr enges soziales Umfeld, Freund_innen, Familie und Bekannte in deutlich stärkerem Ausmaß als früher in den Mittelpunkt ihres Lebens (vgl. Heinzlmair/Ikrath, 2012).

Der Glaube daran, dass man sich auch in Krisenzeiten durchsetzen kann, wenn man sich nur ausreichend anstrengt, bleibt ungebrochen (ebda.). Dabei wird aber ausgeklammert, dass gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Diskriminierungen aufgrund von Geschlecht, sexueller Orientierung, sozialer, religiöser oder ethnischer Zugehörigkeit oder körperlichen Beeinträchtigungen Auswirkungen auf den individuellen „Erfolg“ haben.

Daher erscheint es sinnvoll, die Qualität der eigenen Beziehung zu Gesellschaft, Gemeinschaft, Familie, Freund_innen und Partner_in in einem sicheren Rahmen zu erkunden. Andere Meinungen und Strategien im Umgang mit verschiedenen Gewaltformen zu kennen, kann im Fall drohender Gewalt sehr hilfreich sein; wenn ich mir beispielsweise nach einer gemeinsamen Thematisierung von Gewalt bewusster bin, wo für mich Gewalt beginnt und welche Möglichkeiten ich (oder andere) in solchen Situationen habe; wenn ich Menschen kenne, denen ich mich in bedrohlichen Situationen anvertrauen kann.

Informelle, spontane Projekte, wie die hier beschriebenen, erleichtern Jugendlichen die Bildung von (temporären) Solidargemeinschaften, in denen Lernen vorwiegend durch die Auseinandersetzung mit der Gleichaltrigengruppe geschieht. Nach dem Projekt können die Teilnehmer_innen wieder ihre eigenen Wege gehen und trotzdem in einem lockeren Netzwerk verbunden sein. Bei sehr sensiblen Themen haben sich geschlechtshomogene Projektgruppen bewährt.

Die Beziehungen mit Jugendlichen und/oder mit Multiplikator_innen, die mit Jugendlichen arbeiten, standen bei den nun folgenden Projektbeschreibungen im Zentrum. Sie bildeten die Basis für ernsthafte sowie lustvolle Auseinandersetzungen mit unserem Thema.

Literatur

Heinzlmair, Bernhard / **Ikrath**, Philipp (2012): *Bericht zur Jugend-Wertestudie 2011 durchgeführt vom Institut für Jugendkulturforschung*. Wien

„Netzwerke wie Freundschaften werden die Familie ersetzen“

*Interview von Lisa Mayr (derStandard.at)
mit Christine Goldberg*

Die Familiensoziologin Christine Goldberg über die Falle der Romantik, das schwierige Glücksversprechen der Ehe und neue Formen des Zusammenlebens

Ein windiger Montagnachmittag Ende Mai. Über Penzing, wo Wien gemächlich an den Wienerwald heranschleicht, hängt gelassene Betriebsamkeit. Ihr Haus sei nicht zu übersehen, hat Christine Goldberg angekündigt – und tatsächlich sticht der leuchtend orange, schrägkantige Bau zwischen den blassen Fassaden der Umgebung sofort ins Auge. Im weiten und sonnigen Innenhof umfängt einen augenblicklich das Gefühl, dass hier besondere Menschen leben. Die Wohnanlage ist eine Dependance der nahen „Sargfabrik“, auch sie ist im Geiste der Offenheit und des nachbarschaftlichen Miteinanders entstanden.

Christine Goldberg, 1942 geboren, hat lachende Augen, langes graues Haar und einen festen Händedruck. Seit einigen Jahren schon lebt sie hier. Wie ihr oranges Haus ist Goldberg in der Familiensoziologie stets aus dem Rahmen gefallen. Das Fach ist in Österreich traditionell konservativ geprägt, was man von Goldberg nicht behaupten kann.

derStandard.at: *Sie sind eine Familiensoziologin, die den Familienbegriff nicht gerne verwendet. Warum ist das so?*

Goldberg: Weil man damit so viele Fantasien, die mit Partnerschaft zu tun haben, auf dieses Konstrukt eingeschränkt. Etwa die Liebe. Dabei findet die auch ganz woanders statt.

derStandard.at: *Es wird sehr schnell emotional und ideologisch, wenn es um Familie geht. Lässt sich überhaupt neutral über Familie sprechen?*

Goldberg: Jede und jeder hat selbst Erfahrungen mit Familie gemacht, positive oder negative. Deshalb glauben alle, bei dem Thema mitreden zu können. Familie wird von vielen Menschen immer noch als ein Ort verstanden, wo man so angenommen wird, wie man wirklich ist, wo man geliebt wird, wo man Kraft schöpfen kann. Dieses Modell ist aber nicht einlösbar. Das ist eine totale Überforderung der Familie. Es gibt wenige Felder, wo Wunsch und Wirklichkeit so weit auseinander liegen wie bei der Ehe.

derStandard.at: *In den USA ist sowohl die Scheidungsrate als auch die Befürwortung der traditionellen Ehe extrem hoch. Warum werden so viele Erwartungen in die Familie projiziert, die sich dann nicht erfüllen?*

Goldberg: Das hat mit dem Glücksversprechen zu tun, das die Familie bereithält. Dieses Glück existiert aber nur in den Köpfen der Leute und hat nichts mit der Realität zu tun, die von hohen Scheidungsraten und sehr oft von Gewalt in der Ehe geprägt ist. Jeder Mensch hat das Bedürfnis nach Nähe, nach Geborgenheit, nach Anerkennung – das ist einfach so. Die erste Projektion gilt da der Familie. Es fehlt uns an Erfahrungen, dass Bedürfnisse wie jenes nach Nähe auch in Gruppen eingelöst werden können, die nicht familiärer Natur sind.

derStandard.at: *Plädieren Sie für Freundschaften statt Familie?*

Goldberg: Es gab viele Experimente mit Wohngemeinschaften und Formen des alternativen Zusammenlebens. In diesen sozialen Netzwerken können Bedürfnisse nach Geborgenheit, Nähe und so weiter sehr wohl eingelöst werden. Aber die Idealisierung dieser Zusammenschlüsse ist eben nicht so groß wie die der Ehe und der Familie. Wer in eine Wohngemeinschaft zieht, weiß ja, dass es dort Konflikte geben wird.

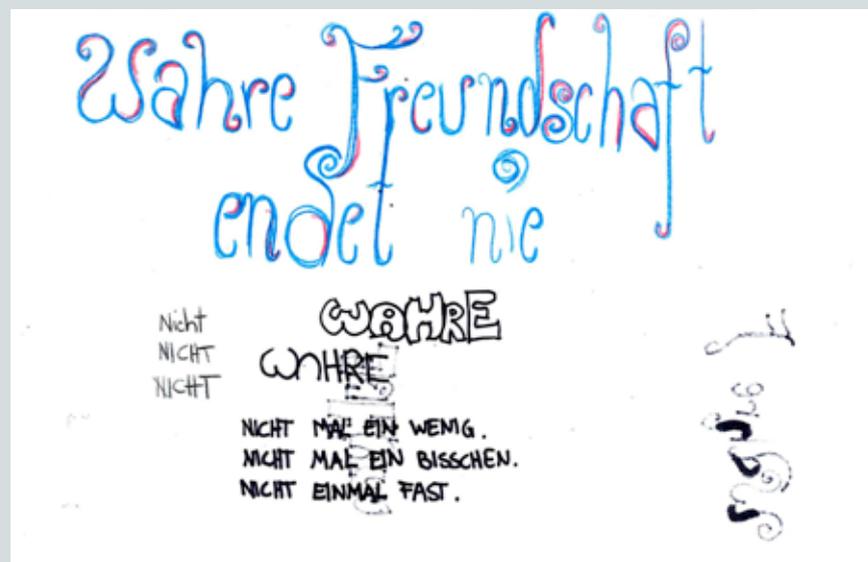
derStandard.at: *Woher kommt das Bedürfnis vieler Menschen nach einer Familiengründung, nach dem Zusammenleben mit einem Partner oder einer Partnerin und mit Kindern? Ist das evolutionsgeschichtlich zu erklären, oder ist letztlich doch das soziale Konstrukt der Kleinfamilie so mächtig, dass es sich als Wunschbild in den Köpfen hält?*

Goldberg: Da ist einerseits das kulturell vermittelte Bild der romantischen Liebe: dass es irgendwo da draußen diesen einen Menschen gibt, der perfekt zu uns passt. Diese Annahme lenkt natürlich davon ab, dass zu einer Beziehung auch Streit und Konflikte gehören. Diese Unfähigkeit, Konflikte in der Partnerschaft auszutragen, trägt zur Romantisierung der Ehe und der Zweierbeziehung bei –

weil man glaubt, dass es mit der richtigen Person den Konflikt nicht gegeben hätte.

In den USA sagen die Menschen nach einer Scheidung gerne: Das war eben nicht der oder die Richtige. Sie glauben beim ersten Konflikt, dass die Beziehung gescheitert ist. Das Ideal der perfekten Ehe stellen sie aber nicht infrage. Die Menschen suchen etwas, was es nicht gibt, und verzweifeln an der Realität. Eigentlich müssten schon Kinder früh lernen, Konflikte angstfrei auszutragen – weil das die wesentliche Grundlage für eine gute Liebesbeziehung im Erwachsenenleben ist.

Aus einem
MAFALDA-
Mädchenprojekt



derStandard.at: *Hat die Familiengründung, und hier vor allem die Schwangerschaft für die Frau, heute nicht auch die Funktion eines kurzfristigen Ausstiegs aus dem Hamsterrad der Leistungsgesellschaft? Die Familie also im Sinne eines Hafens – aber nicht hin zur Bürgerlichkeit, sondern hinaus aus der Tretmühle?*

Goldberg: Dieser Ausstieg wäre ein verständlicher Wunsch. Die Frage ist nur, warum dieses Bedürfnis bei Frauen stärker ausgeprägt ist als bei Männern. Denn die Männer stehen ja historisch gesehen schon viel länger unter beruflichem Druck. Die Regeneration gehört seit jeher zu den Funktionen der Familie. Früher war die Frau für die Regeneration des arbeitstätigen Mannes zuständig, hat ihn nach der Arbeit liebend empfangen, bekocht und ihm die Füße massiert. Jetzt sind auch die Frauen dort angelangt.

derStandard.at: *Es gibt zuhauf Studien darüber, dass Mütter und Kinder davon profitieren, wenn die Mütter früh wieder arbeiten gehen. Warum halten weite Teile*

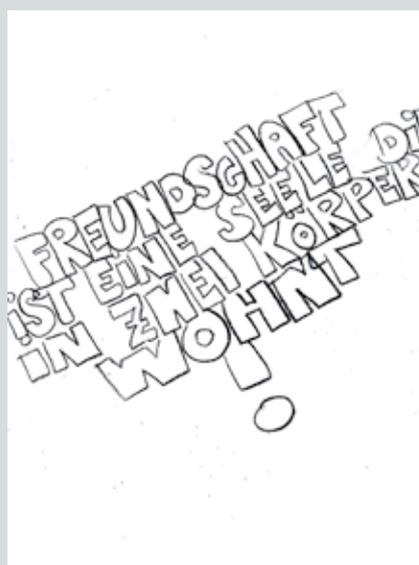
der Gesellschaft am Ideal der hegenden und pflegenden Mutter fest, die ihren Beruf zumindest zeitweise der Familie zuliebe aufgibt?

Goldberg: Das hat einerseits ökonomische Gründe, gerade jetzt, wo die Krise auf die Arbeitsplatzsituation durchschlägt. Mütter, die zu Hause bleiben, sind keine Konkurrenz am Arbeitsmarkt. Die Zurück-an-den-Herd-Ideologie kommt da gerade recht. Es gibt zahllose Untersuchungen, die zeigen, wie sich Männer von Karrierefrauen bedroht fühlen. Wenn Frauen aber einmal erfahren haben, was es heißt, ein selbstbestimmtes Leben zu führen und ökonomisch nicht vom Mann abhängig zu sein, werden sie es nicht mehr missen wollen.

derStandard.at: *Margaret Thatcher hat einmal gesagt: Es gibt keine Gesellschaft, es gibt nur Individuen und ihre Familien. Woher kommt diese Idee, dass der Staat im Innersten von der Familie zusammengehalten wird? Und nicht etwa von Freundschaften zu Menschen, die man sich im Gegensatz zu den Verwandten ja selber aussucht?*

Goldberg: Diese Schiene ist politisch sehr praktisch, weil sie Orientierung verspricht, nach der die Menschen suchen. Obendrein hat man mit dieser Position die Unterstützung der Kirche. Sich seine sozialen Netzwerke entlang der eigenen Werte selbst zusammenzusuchen ist natürlich weniger einfach, als die vorhandene Familie als gegeben hinzunehmen und nicht zu hinterfragen.

derStandard.at: *Frankreich hat soeben die gleichgeschlechtliche Ehe eingeführt, in Österreich wird das Adoptionsgesetz ab Juli die Stiefkindadoption für homosexuelle verpartnerte Paare möglich machen. Was antworten Sie Menschen, die überzeugt*



Aus einem
MAFALDA-
Mädchenprojekt

sind, dass Kinder Vater und Mutter brauchen?

Goldberg: Entscheidend ist, dass einem Kind Liebe, Geborgenheit und Sicherheit gegeben werden. Ob das durch Pflegeeltern, Adoptiveltern, die leiblichen oder nichtleiblichen Eltern, durch zwei Männer oder zwei Frauen geschieht, ist letztlich egal. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein gewünschtes Kind von seinen Eltern oder Erziehungsberechtigten geliebt wird, ist jedenfalls höher. Ich verstehe nicht, was man gegen Regenbogenfamilien haben kann.

derStandard.at: Eine häufige Kritik lautet, Kinder würden „männliche“ und „weibliche“ Vorbilder brauchen.

Goldberg: Ich halte nichts davon, die Elternschaft von Mutter und Vater mit weiblichen und männlichen Verhaltensweisen als Vorbild zu legitimieren. Bei den gängigen Weiblichkeits- und Männlichkeitskonstruktionen wird nämlich immer nur ein bestimmtes Bündel von Verhaltensweisen in den Blick genommen. Meistens sind das Stereotype und Einengungen, die man auf Männer oder Frauen projiziert. Diese Rollenbilder sind nicht positiv, weder für das Kind noch für die Erwachsenen.

derStandard.at: Wie wird die Zukunft der Familie aussehen?

Goldberg: Die Zukunft werden soziale Netzwerke und Freundschaften sein. Und zwar solche, die den Anspruch haben, Probleme anzusprechen und nicht zuzudecken, wie das in vielen Familien passiert. Das brauchen wir mehr denn je. Gelebte Beispiele liefern uns Studien über Karrierefrauen: Die schaffen beruflichen Erfolg und Elternschaft nur über soziale Netzwerke und Freundschaften. Das schließt Kinderbeaufsichtigung im Freundeskreis und Austausch über die berufliche Situation ein.

Soziale Netzwerke sind auch eine Antwort auf die riesige Einsamkeit in unserer Gesellschaft. Mit diesen selbst gewählten Netzwerken lassen sich unterschiedlichste Bedürfnisse befriedigen. Die Sargfabrik ist so eine Form: Man kann hier zu jedem hingehen und sich Hilfe oder Ansprache holen. Natürlich hat auch das seine Grenzen – wenn man zum Beispiel alters- oder krankheitsbedingt behindert ist. Da ist zusätzlich professionelle Hilfe nötig.

derStandard.at: Wann würden Sie von einer guten Beziehung zwischen Menschen sprechen?

Goldberg: Beglückend sind Beziehungen dann, wenn wir darin alles sein dürfen – unabhängig von Geschlecht, Rollenbildern und Alter. Wir möchten in einer Beziehung eine Vielfalt der Möglichkeiten des Seins verwirklichen.

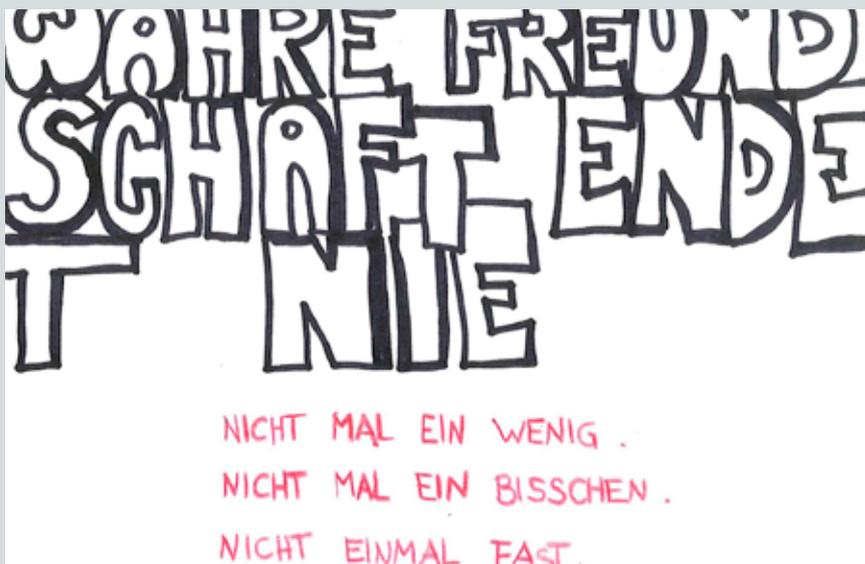
derStandard.at: *Sie selbst haben sich in Ihrem Leben nicht an Rollenbilder gehalten.*

Goldberg: Nicht immer. Das hat viele Menschen verunsichert. Aber viele der Frauen, die mich kritisiert haben, sind Jahre später zu mir gekommen und haben gesagt: „Ich wollte eigentlich auch so leben wie du, aber ich habe mich nicht getraut. Darum war ich so gehässig zu dir.“ Unsere Aggressionen kommen oft aus den eigenen, den nicht gelebten Wünschen.

Zur Person: Die Soziologin **Christine Goldberg** (70) wuchs bei ihrer alleinerziehenden Mutter, einer Näherin, auf. Goldberg machte zunächst eine Lehre zur kaufmännischen Angestellten, ihr späterer Mann war ein gebildeter kommunistischer Fensterputzer. Nach der Geburt ihres ersten Sohnes holte Goldberg die Matura an der Arbeitermittelschule nach und studierte zunächst Biologie. Während sich ihr Mann um die Kinder kümmerte, machte Goldberg akademische Karriere und habilitierte sich in Soziologie über postmoderne Frauen in traditionellen Welten. Goldberg ging 2004 in Pension, lehrte aber noch bis 2012.

Zur Person: **Lisa Mayr** ist Journalistin und Politikwissenschaftlerin. Sie leitet das Ressort „Wissen & Gesellschaft“ bei DER STANDARD.

Wir danken Lisa Mayr und *derStandard.at* für die Erlaubnis zur Veröffentlichung des am 3. Juni 2013 erschienen Interviews in unserem Online-Reader. Der Originaltext findet sich auf <http://derstandard.at/1369362089355/Soziale-Netzwerke-werden-die-Familie-ersetzen> (2013-06-24).



Aus einem
MAFALDA-
Mädchenprojekt

Was kommt nach der „Kernfamilie“?

Wie werden Familien in zwanzig Jahren aussehen? Die OECD wagt einen Ausblick – und prognostiziert das schleichende Ende des Klassikers Vater-Mutter-Kind

Lisa Mayr

Nicht erst seit gestern bildet sich gesellschaftlicher Wandel auch an gelebten Familienkonstellationen ab. Das von konservativer Seite gerne in Anschlag gebrachte Ideal der „Kernfamilie“ – bestehend aus Mann und Frau (natürlich verheiratet!) mitsamt leiblichem Nachwuchs, diese Kernfamilie also findet sich seit den 60er Jahren immer seltener. Zumindest für die OECD-Länder lässt sich dieser Trend statistisch belegen.

Was das für die Zukunft der Familie heißen könnte, haben die Autor_innen des OECD-Berichts „Future of Families to 2030“ analysiert. Auf 279 Seiten legen sie dar, wie es in 20 Jahren um die Familie bestellt sein könnte. Adept_innen der Kernfamilie sei von der Lektüre abgeraten: Sie erweist sich auf Basis der zusammengetragenen Zahlen eher als Auslauf- denn als Zukunftsmodell.

Mehr Alleinerziehende

„Die traditionelle Familienkonstellation aus verheirateten Eltern mit Kindern wird seltener“, schreiben die Autor_innen. Dagegen wachse die Zahl der Scheidungen und jener Paare, die zwar zusammen sind, aber nicht zusammen wohnen. Außerdem gebe es immer mehr Alleinerziehende und gleichgeschlechtliche Partner_innenschaften.

Minou

Welche unterschiedlichen Familienformen kennst du?
Viele, gute, schlechte, mittlere.

Minou, 18

Aus einem MAFALDA-
Mädchenprojekt

Fast jedes zehnte Kind in OECD-Ländern lebt heute laut dem Bericht in einer Patchwork-Familie, etwa 15 Prozent in einem Alleinerzieher_innen-Haushalt. Immerhin jedes 15. Kind wächst mittlerweile bei seinen Großeltern auf.

Österreich: Klarer Trend zur Kinderlosigkeit

In jedem zweiten Haushalt in fast allen OECD-Ländern gibt es dem Bericht zufolge heute gar keine Kinder mehr. Dieser Trend werde weiter anhalten. Für Österreich prognostizieren die Studienautor_innen, dass die Zahl der Partner_innenschaften ohne Kinder bis zum Jahr 2030 um rund 28 Prozent zunehmen wird. Damit sei der Trend zur Kinderlosigkeit in Österreich innerhalb der OECD besonders deutlich - neben Deutschland und Japan. Im Jahr 2030 werden außerdem rund 40 Prozent aller Haushalte in Österreich Single-Haushalte sein, jede dritte Familie mit Kind(ern) wird ein Alleinerzieher_innen-Haushalt sein.

Weniger Ehen, mehr Scheidungen

„Kamen im Jahr 1970 auf 1.000 Menschen noch acht Eheschließungen in OECD-Ländern, waren es im Jahr 2009 nur mehr fünf“, schreiben die Autor_innen. Im gleichen Zeitraum habe sich die Zahl der Scheidungen verdoppelt. Im Jahr 2007 wurden dreimal so viele Kinder in unverheiratete Beziehungen hineingeboren wie noch 1980.

Die Autor_innen der Studie sehen die Entwicklungen zur Zukunft der Familie im Kontext allgemeiner gesellschaftlicher Entwicklungen: So werde Migration zu einer Diversifizierung von kulturellen Werten und Familienbildern beitragen. Immer mehr Frauen würden einer bezahlten Arbeit nachgehen, die Ausbildungszeiten junger Menschen werden länger, die Lebenserwartung steige und viele alte Menschen leben heute alleine.

All das wirke sich auf die Themen Wohnen, Pensionen, Gesundheit und Pflege aus, auch der Arbeitsmarkt, Bildungsfragen und öffentliche Investitionen bleiben davon nicht unberührt. Außerdem verschiebe sich die Erwartung, die Menschen an das Familienleben und ihre Partner_innen stellen.

Neue Zugänge zu Solidarität?

„Wir werden immer mehr Netzwerke zwischen Familienmitgliedern sehen, die durch unterschiedliche Ehen, Partnerschaften und über Generationen hinweg lose verbunden sind“, schreiben die Studienautor_innen. Daraus würden neue Zugänge zu den Themen Zusammenhalt und Solidarität entstehen. „Wachsende, immer besser integrierte ethnische Communitys werden außerdem dazu beitragen, dass ihre Familienwerte langsam in die Mainstream-Gesellschaft einsickern.“ Einflussfaktoren ändern sich langsam

Man sollte sich bewusst machen, dass es sich bei ihren Berechnungen um Prognosen und nicht um verlässliche Vorhersagen handelt, notieren die Autor_innen selbstkritisch. Die Zahlen würden auf Thesen basieren – über soziale Trends, gesellschaftliche Werte, allgemeine Verhaltensmuster und wirtschaftliche Rahmenbedingungen.

„Unsere Prognosen können daher nicht als absolute Wahrheit gesehen werden“, heißt es. Viele Faktoren, die die Zukunft von Familie beeinflussen, wie etwa Geburtenraten, demografische Entwicklungen und gesellschaftliche Werthaltungen, würden sich allerdings nur sehr langsam verändern. „Was nicht darauf hinweist, dass sich der eingeschlagene Trend in den nächsten 15 bis 20 Jahren radikal umkehren dürfte.“

Autorin: Lisa Mayr ist Journalistin und Politikwissenschaftlerin. Sie leitet das Ressort „Wissen & Gesellschaft“ bei DER STANDARD.

Link: OECD-Studie „Future of Families to 2030“ www.keepeek.com/Digital-Asset-Management/oecd/social-issues-migration-health/the-future-of-families-to-2030_9789264168367-en (2013-06-24)

Wir danken Lisa Mayr und *derStandard.at* für die Erlaubnis zur Veröffentlichung des am 5. Februar 2013 erschienen Artikels in unserem Online-Reader. Der Originaltext findet sich auf <http://derstandard.at/1358305733953/Was-kommt-nach-der-Kernfamilie> (2013-06-24); mit Genehmigung der Autorin haben wir den Text mit einer Unterstrich-Schreibweise versehen.

Community – Garantie – Kohle

Wie sich Kinder und Jugendliche ihre zukünftigen Familien- und Gemeinschaftsformen vorstellen. Zukunftswerkstätten nach Robert Jungk

Hans Peter Graß / Elisabeth Koch

Das Mädchenzentrum Klagenfurt sowie das Friedensbüro Salzburg haben sich dem Thema „Gemeinschaften im sozialen Nahraum“ mit all ihren Normen und Werten sowie ihren stärkenden und hemmenden Einflüssen gemeinsam mit Mädchen, jungen Frauen und einer gemischtgeschlechtlichen Gruppe angenähert. Als Herangehensweise wurde die Methode der „Zukunftswerkstätten“ nach Robert Jungk gewählt, um den Jugendlichen einen möglichst offenen Raum für die Reflexion ihrer sozialen Beziehungen zu bieten und gemeinsam mit ihnen neue Handlungsspielräume für ihre Zukunft zu erarbeiten.

Im Zeitraum von September bis Oktober 2012 wurden insgesamt vier Zukunftswerkstätten in Kärnten (geleitet von Elisabeth Koch) und Salzburg (geleitet von Hans Holzinger von der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen und von Desiree Summer vom Friedensbüro Salzburg) durchgeführt: Am 26.09.2012 sowie am 04.10.2012 in den beiden Berufsorientierungskursen des Mädchenzentrums Klagenfurt (SpACe – Stärken und Potenziale analysieren, Chancen entdecken und „Find your job“) sowie am 16.10.2012 im BRG Hallein und am 30.10.2012 mit Mädchen der 3. Klasse Hauptschule St. Veit. Insgesamt haben an den vier Zukunftswerkstätten 58 Mädchen und Burschen teilgenommen. Im Folgenden werden die Methode, die Konzepte sowie die Durchführung der Zukunftswerkstätten vorgestellt.

Zur Methode

Die Methode „Zukunftswerkstatt“, entwickelt von Robert Jungk, dient der Ausarbeitung von (Lebens)Konzepten für die Zukunft. Genutzt wird dabei vor allem die Dynamik der Gruppe, welche zur gegenseitigen Anregung dienen und zu einer auf Austausch basierenden Multiplikation der Ideen und Fantasien führen soll (Kuhnt/Müllert, 2006, S.12f). „Zukunftswerkstätten sind ein soziales Problemlösungsverfahren, ein zielgerichtetes Vorgehen, ein methodisch kreatives Arbeiten in Gruppen, ein offener Prozess, der von den Teilnehmenden inhaltlich bestimmt und in seinem Fortgang ausgefüllt wird“ (ebda., S.12). Dabei ist die Zukunftswerkstatt in drei Phasen gegliedert:

- die Kritikphase
- die Utopie- oder Fantasiephase
- die Realisierungsphase

Die Kritikphase dient der Hinführung zum Thema und dessen Erfassung, indem aufgrund persönlicher Erfahrungen mittels Brainstorming Kritiken assoziiert, frei gesammelt und aufgelistet werden. Vor allem wird hier ein Raum geschaffen, um Kritik und Frust auszusprechen, loszuwerden und auf den Tisch zu bringen. Damit dient die Kritikphase auch einer Analyse des Ist-Zustandes. Die Utopiephase lädt anschließend zum freien Fantasieren ein – dabei gilt, dass alle Gesetze außer Kraft sind und so Lösungen frei von Denkbarrieren gefunden werden sollen. Die zuerst noch ganz offenen Fantasien werden im Verlauf dieser Phase zu konkreten Utopien umgewandelt. Im letzten Schritt – der Realisierungsphase – sollen die fantastischen Lösungsvorschläge nun in die Realität geholt werden, indem präzisiert und Verantwortung erkannt und wahrgenommen wird (vgl. Holzinger/Spielmann, 2002, S.1f.).

Anwendung der Methode in drei Mädchengruppen:

„Soziale Beziehungen gestalten“

Um gemeinsam mit unterschiedlichen Mädchengruppen zu ihren sozialen Beziehungen zu arbeiten und ihnen gleichzeitig freien Raum für die Entwicklung von eigenen neuen Utopien zu ermöglichen, wurde ausgehend von folgenden Themen ein Konzept für vier Zukunftswerkstätten erarbeitet:

- Welche Gemeinschafts- und Beziehungsformen sind Jugendlichen wichtig?
- Was macht für sie Gemeinschaft schwierig?
- Wie stellen sie sich eine ideale Gemeinschaft vor?
- Welche Visionen haben sie für das Zusammenleben?

Zukunftswerkstätten können über mehrere Tage angelegt werden, für diese Erprobungsphase wurde jedoch ein vierstündiges Konzept für Mädchen zwischen 14 und 19 Jahren erarbeitet. Um die Zukunftswerkstatt möglichst spannend und interaktiv zu gestalten, wurden zwischendurch spielerische Übungen eingebaut. Es hat sich erwiesen, dass während einer Zukunftswerkstatt Übungen wie Fantasiereisen, Energiespiele etc. bei Jugendlichen eine gute Wirkung zeigen, um den Übergang von einer Phase in die nächste zu unterstützen. Die Zukunftswerkstätten wurden je nach Gruppe leicht adaptiert und nach folgendem Konzept durchgeführt:

Zu Beginn der Werkstatt wurden den Mädchen das Konzept und die Methode vorgestellt. Somit wurden sie ins Thema eingeführt und konnten erfahren, welchen Zweck eine Zukunftswerkstatt erfüllen kann. Anschließend wurde das Thema mit folgenden Übungen bearbeitet:

Gemeinsames Kennenlernen – Verfassen einer „Bekanntschftsanzeige“

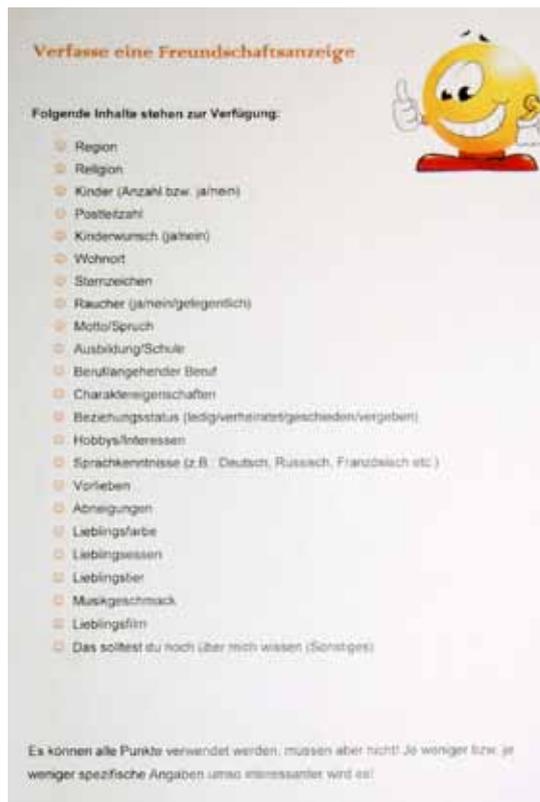
Um einander kennenlernen zu können wurden die Mädchen aufgefordert, Freundschaftsanzeigen zu verfassen. Dabei wurden sie dazu angehalten möglichst wenig spezifische Informationen von sich selbst preiszugeben. Die verfassten Bekanntschftsanzeigen wurden im Anschluss in der Mitte des Raumes aufgelegt und gemeinsam wurde erraten, wer sich hinter der ausgewählten Anzeige „verstecken“ könnte. Diese Methode zum Kennenlernen eignet sich vor allem für Gruppen, in welchen sich die Jugendlichen schon kennen.

Durch diesen lockeren Einstieg wurde es einerseits möglich, auf die Themen der Zukunftswerkstatt aufmerksam zu machen, andererseits konnten sich die Mädchen von einer ganz anderen Seite kennen lernen. So wurde ein spielerischer und amüsanter Einstieg in die Zukunftswerkstatt ermöglicht.

Brainstorming „Soziale Beziehungen“

Ein Brainstorming ermöglicht einen themenspezifischen Einstieg in einen Workshop. Dazu sollten die Mädchen in einem ersten Schritt ganz frei assoziieren, was ihnen zu den Stichworten „soziale Beziehungen“ alles einfällt. Das war für viele Teilnehmer_innen nicht so einfach. Als erstes wurden „nahe“ Beziehungen wie Familie, Liebesbeziehungen und Freundschaften angegeben. Über eine Vertiefung des Brainstormings konnten die genannten Beziehungsformen diskutiert und näher definiert werden. Ebenso wurde klar, welche Formen von Beziehungen den Jugendlichen wichtig sind und was sie jeweils damit verbinden.

Kennenlernen (li)
Brainstorming
„Soziale Beziehungen“ (re)



Oberste Priorität für die Mädchen hat eindeutig die Familie. In allen drei Zukunftswerkstätten wurde die Familie als wichtigste soziale Beziehung genannt. An zweiter Stelle wurden Freundschaften und nachfolgend Liebesbeziehungen genannt. Während Familie und Freundschaften eher als beständige Beziehungen wahrgenommen werden, können sich Liebesbeziehungen für die Mädchen schnell ändern und werden eher als nicht stabil bezeichnet. Die Wunschvorstellung von einer Familie ist dabei geprägt von einem sehr traditionellen Bild der Kernfamilie (Mutter, Vater, Kind). Ausnahmen stellen teilweise homosexuelle Beziehungen dar, welche aber an das traditionelle Familienbild mit klarer Rollenverteilung anschließen.

Ein großes Diskussionspotenzial ergab die Auseinandersetzung mit dem sozialen Netzwerk facebook, über das sehr viele Beziehungen gepflegt werden. Überraschend war, dass die Mädchen dieses Medium zwar fast täglich zum Austausch nutzen, lieber aber im Alltag darauf verzichten würden, da sie es ohnehin eher als Zeitvertreib wahrnehmen, und sich dessen Gefahren auch bewusst sind (Cybermobbing).

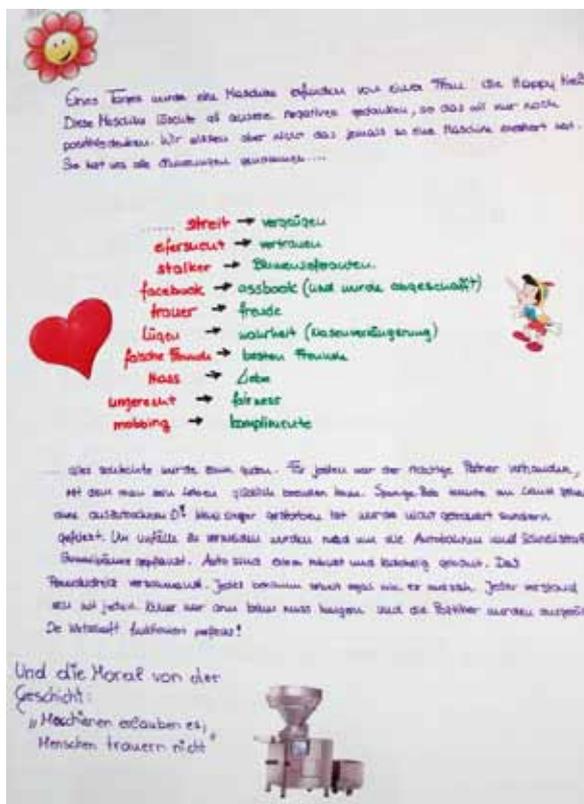
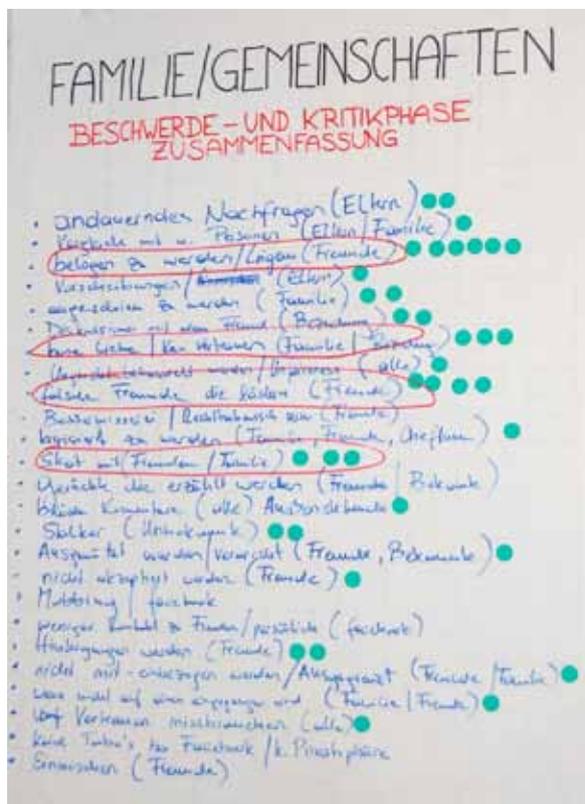
Beschwerde- oder Kritikphase

Nach einer Einführung in die Beschwerde- oder Kritikphase und deren Spielregeln (z.B. alles ist wichtig, jede/r hat recht, etc.) erarbeiteten die Mädchen in Kleingruppen Beschwerden und Kritik über die im Brainstorming genannten sozialen Beziehungsformen. Im Anschluss daran wurden die Kritikpunkte im Plenum zusammengefasst und mit Hilfe von Punktevergaben auch bewertet.

Am häufigsten wurden Lügen und belogen werden, fehlendes Vertrauen, falsche Freund_innen und Streit gewählt. Negative Erfahrungen, die auch mit körperlicher und psychischer Gewalt einhergehen, werden von den Mädchen hauptsächlich in Familien- und Liebesbeziehungen vorgefunden.

Freundschaften, die geprägt sind von Gruppenzwang und Unehrllichkeiten werden als einschränkend bzw. gewalttätig erlebt. Familien, in welchen Streit, unzureichende Unterstützungen sowie körperliche Gewalt vorherrschen, werden von den Mädchen ebenso als besonders schwierig und belastend wahrgenommen.

Somit wird Gemeinschaft für sie schwierig, wenn kein „ernstgemeintes Vertrauensverhältnis“ besteht. Durchaus werden aber auch „lösbare Probleme“ als stark belastend empfunden, wie beispielsweise ständiges Nachfragen der Eltern oder Vergleiche mit anderen Personen, z.B. mit Geschwistern.



Beschwerde- oder Kritikphase (li)

Fantasie- oder Utopiephase (re)

Soziale Beziehungen stellen einen wesentlichen und sehr wichtigen Bestandteil im Leben der Mädchen dar, der sie auch sehr beschäftigt. Mit sozialen Beziehungen verbinden die Mädchen hauptsächlich positiv unterstützende Gesprächskontakte. Junge Frauen erwarten sich von ihren nahen sozialen Beziehungen vor allem Gemeinschaft, Vertrauen, Ehrlichkeit, Zusammenhalt, Kommunikation und Unterstützung in allen möglichen Lebenslagen.

Wenn ein Vertrauensverhältnis besteht, womit sie eine ernst gemeinte Zuwendung meinen, erleben sie Beziehung (hauptsächlich auch Freundschaft und Familie) als sehr positiv und hilfreich für ihre Lebensführung.

Auszüge aus den Kritikphasen:

- Fremdgehen
- „falsch sein“ – etwas vortäuschen
- Vertrauensmissbrauch
- Mobbing
- wenn der neue Partner der Mutter gemein ist
- wenn Sachen verboten werden, wenn alles verboten wird
- geschlagen zu werden
- zu etwas gezwungen zu werden (Drogen, Alkohol, Rauchen als Gruppenzwang)
- wenn Freundschaften auseinander brechen wegen einer neuen Freundschaft
- wenn deine beste Freundin dich mit deinem Freund betrügt
- Lügen und belogen zu werden (innerhalb der Familie aber auch des Freundeskreises)
- falsche Freunde, die lästern
- keine Liebe und kein Vertrauen in der Familie
- Streit in der Familie sowie im Freundeskreis

Vertrauensmissbrauch in beständigen und engen Beziehungen wird als sehr belastend empfunden und gehört für die Mädchen zu den schlimmsten Erfahrungen.

Auflockerung – interaktives Gruppenspiel

Zur Auflockerung wurde ca. nach der Hälfte des Workshops ein Ballspiel mit den Teilnehmerinnen durchgeführt. Durch kurze Spiele kann so die Stimmung in der Gruppe nach der Kritikphase wieder gebessert werden. Durch das gemeinsame Spielen wird die Gruppe auch als solche gestärkt. Vor allem diente das einfache Ballspiel zur Auflockerung, um die Kritik aus der vorherigen Phase abzuschütteln und einen freien Kopf für die nächste Phase zu bekommen. Während bei die-

sen Gruppen ein sehr körperbetontes Spiel gewählt wurde, sind oftmals auch Fantasiereisen oder Fantasiespiele geeignet, um von einer in die nächste Phase überzuleiten und einen positiven Zugang zur Fantasiephase zu erreichen.

Fantasie- oder Utopiephase

In der Fantasiephase wurden die am häufigsten gewählten Kritikpunkte herausgenommen und die Mädchen wurden angeregt, Fantasien für eine mögliche Lösung zu entwickeln. Durch Fragestellungen wie beispielsweise: „Wie würde eure Traumfamilie aussehen, wenn alles möglich wäre?“ wurde die Fantasiephase eingeleitet. Mit unterschiedlichen Materialien konnten die Mädchen in Kleingruppen ihre Fantasiewelten entwickeln und auf Plakaten darstellen. Die Fantasien wurden anschließend im Plenum vorgestellt und gemeinsame Utopien (Wie würde unsere Welt dann aussehen?) konnten entwickelt werden. So konnte z.B. „die perfekte Traumfamilie“ entstehen. Im Wesentlichen wünschen sich die Jugendlichen eine Umkehr der negativen Eigenschaften von Menschen in positive.

In ihrer Utopie sollte sich u. a. Folgendes ändern

- Streit – Vergnügen
- Eifersucht – Vertrauen
- Stalker – Blumenlieferanten
- Facebook – Assbook (und wird abgeschafft)
- Trauer – Freude
- Lügen – Wahrheit
- falsche Freunde – beste Freunde
- Hass – Liebe
- Ungerechtigkeit – Fairness
- Mobbing – Komplimente

Verwirklichungs- oder Praxisphase

Ausgehend von den utopischen Vorstellungen und vor allem den Wünschen, die sich dahinter verbargen, wurden in der Verwirklichungsphase „reale“ Lösungsvorschläge für ein gutes Zusammenleben erarbeitet. Fragestellungen wie: „Wie kann man/frau mit Problemen in sozialen Beziehungen umgehen?“, „Was kann ich selbst dazu beitragen?“ konnten im Diskussionsplenum beantwortet werden. Dabei wurden ganz unterschiedliche Strategien vorgeschlagen und diskutiert.

Auszüge aus den Realitätsphasen

- ehrlich sein
- was du nicht willst, das man dir tu, das füge auch keinem anderen zu

- Vertrauen
- Aussprache
- zuhören
- helfen, nicht nur nehmen, sondern auch geben
- Emotionen teilen
- menschenfreundlich sein
- offen sein
- Zusammenhalt
- einander zuhören und Vertrauen
- gegenseitiger Respekt und Treue
- miteinander reden
- Liebe

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich Mädchen vor allem Kommunikation, Zuhören, Vertrauen, Wahrheit/Ehrlichkeit, Liebe, Loyalität, Fairness, positiven Zuspruch, Hilfestellungen, Zusammenhalt, miteinander Zeit verbringen und Hobbies teilen in Beziehungen wünschen. Ideale Gemeinschaften bestehen nicht nur aus den oben genannten positiven Aspekten, sondern sind auch gekennzeichnet durch negative Ereignisse und Erfahrungen, die aber lösbar sind.

Methodenreflexion

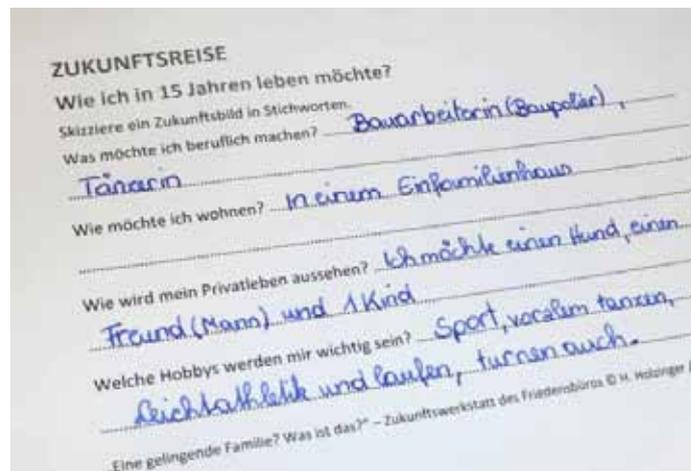
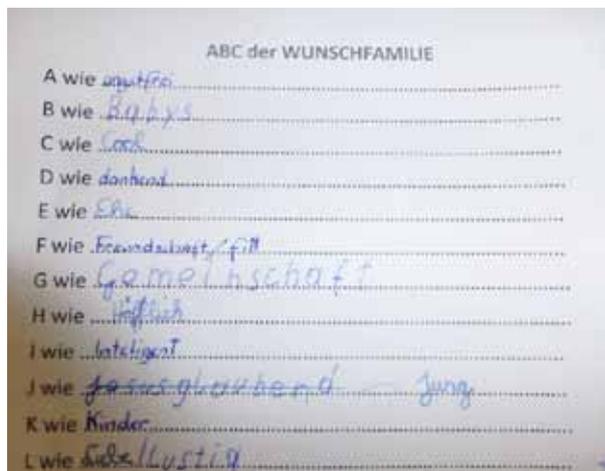
Zukunftswerkstätten eignen sich sehr gut, um den Ist-Zustand festzustellen und neue Lösungen, Wünsche und Fantasien zu entwickeln. Aus den Feedbacks ging klar hervor, dass es für die Mädchen sinnvoll ist, zuerst vom Ist-Zustand auszugehen und vor allem Probleme und Kritik einmal klar ansprechen und diskutieren zu können. In manchen Gruppen kam es vor, dass die Kritikphase zu sehr heftigen Diskussionen führte. Gerade deshalb ist es wichtig die Teilnehmer_innen mit Spielen oder Energieübungen aus der Kritikphase in die Fantasiephase zu führen und sie dabei zu unterstützen, utopische Gedanken zu entwickeln. In den vorgestellten Utopien steckt ein großes Potential. Wichtig dabei ist, diese nicht einfach im Raum stehen zu lassen, sondern im Plenum darüber zu diskutieren und vor allem die Wünsche hinter den Fantasien zu erarbeiten, um diese auch in die Realität übersetzen zu können. Einzelne Fallgeschichten wurden in der Realitätsphase besprochen und Handlungsspielräume für die Mädchen und jungen Frauen erarbeitet.

Die Rückmeldungen und Feedbacks der Mädchen sind sehr positiv ausgefallen. Vor allem das „freie Assoziieren und Diskutieren“, sowie „einmal alles sagen können, was man denkt“ sind in den Rückmeldungen aufgefallen.

Zukunftswerkstatt zum Thema „Meine gelingende Familie“ in der 3. Klasse des BRG Hallein

Themen:

- Wie nehmen Jugendliche Familie in ihrer Alltagswelt wahr?
- Welche Wunsch- und Zukunftsbilder von Familie haben sie? Was ist ihnen dabei wichtig?
- Was wollen sie anders machen als ihre Eltern?
- Was würden sie gerne übernehmen?
- Was sehen sie als zentrale Werte für ein gelingendes Familienleben?
- Was schlagen sie vor, um diese zu erreichen?
- Sind alternative Wohn- und Familienformen vorstellbar?
- Wie wollen sie Familie als Erwachsene leben?



Ablauf:

ABC der Wunschfamilie:

Die Klasse wird in kleine Gruppen aufgeteilt (4-5 Schüler_innen). Auf einem Blatt werden dem Begriff „Wunschfamilie“ Eigenschaften von A-Z zugeordnet, beispielsweise A wie angstfrei, B wie babyfreundlich, etc. Danach gibt es den Austausch mit der Klasse: Gab es Besonderheiten? Überraschendes? Lustiges?

Zukunftsreise – Wie ich in fünfzehn Jahren leben möchte

Hierzu bekommt jed_er Schüler_in einen Bogen mit folgenden Themenpunkten, die jede_r für sich in Einzelarbeit (in Stichworten) ausfüllt: Beruf/Arbeit – Wohnform – Familienform – Hobbys. So entstehen individuelle Zukunftswunschbilder anhand einer Vorlage.

Anschließend erfolgt der Austausch wieder in der Kleingruppe zu Fragen wie: Was habt ihr gemeinsam? Wo gibt es Unterschiede? Gibt es Besonderheiten?

Danach gibt es wieder Berichte für die gesamte Klasse.

„Welche Formen des Zusammenlebens gibt es in unserer Klasse“ – Gruppen bilden nach Merkmalen

Die Moderator_innen fragen nach bestimmten Eigenschaften der Familien der Schüler_innen (Geschwister – keine Geschwister, Wohnform: mit beiden Eltern – Eltern getrennt – alleinerziehend – mit neuem_er Partner_in zusammen, etc.), welche sich daraufhin in Gruppen mit gleichen Merkmalen begeben. So werden der Ist-Zustand und die realen Familiensituationen deutlich.

Inhaltlicher Input:

Anschließend an die Gruppenbildung erfolgt ein kurzes Referat der Moderator_innen, in welchem „Familie“ definiert wird und unterschiedliche Familien- und Zusammenlebensformen vorgestellt werden.

Erhebung:

Erst in Einzelarbeit, dann wieder im Austausch der Kleingruppe werden anhand vorgefertigter Bögen folgende Fragen beantwortet: Wie erlebe ich Familie heute? Was schätze ich – was stört mich?

Bewertung:

Was sind uns die wichtigsten „Schätze“ und „Kritikpunkte“? Jede Kleingruppe kann nun drei Nennungen auswählen, anhand derer eine „Hitliste“ erstellt wird.

Zukunftsvisionen:

Die Schüler_innen werden nun aufgefordert, sich als Redakteur_innen zu betätigen und Merkmale ihrer Traumfamilie bzw. einer gelingenden Familie anhand der Hitliste der Schätze und Kritikpunkte (Positivwendung der Kritik) in ihren Kleingruppen zu formulieren. Anschließend werden Verhaltensweisen erdacht, die zum Erreichen der Zukunftsvision nötig sind. Die Ergebnisse werden in der Klasse ausgetauscht.

Methodenreflexion

In der klassischen Zukunftswerkstatt wird in drei Schritten von der Erhebung von Befunden (Kritikphase) über das gemeinsame Sammeln von Zukunftsideen und Zukunftswünschen (Utopiephase) hin zum Erarbeiten konkreter Lösungen bzw. Zukunftsschritte (Realisierungsphase) vorgegangen. Auch in dieser Zukunftswerkstatt hielten sich die Moderator_innen an diese drei Schritte. Da „Familie“ jedoch ein sehr persönliches Thema ist, falls sich die Jugendlichen wirklich da-

rauf einlassen, entschieden sie sich, die Erhebungen zum Ist-Zustand zunächst in Einzelarbeit auf vorgefertigten Blättern durchzuführen und sich darüber anschließend in Kleingruppen auszutauschen. Das Beginnen mit Einzelarbeit und des Austausches darüber in Kleingruppen im Gegensatz zum üblichen Verfahren des Brainstormings in der Großgruppe hat sich bewährt, da so eine Vertrauenssituation hergestellt werden konnte, die im weiteren Verlauf etwa auch Gespräche über die Situation von Scheidungskindern ermöglichte. Dass bei den Wunschbildern einer gelingenden Familie sehr klassische Attribute wie „Zusammenhalten“, „Wenig streiten“, „Auf einander Rücksicht nehmen“ im Vordergrund standen, war zu erwarten. Dennoch konnten auch Dilemmata etwa zwischen beruflichem Erfolg und gelingender Familie angesprochen werden. Auch der Input der Moderator_innen über unterschiedliche Familienformen, der in Zukunftswerkstätten nicht üblich ist (das Thema gehört der Gruppe), hat sich in dieser Konstellation bewährt.

Ergebnisse, Besonderheiten und Fazit der Projekte

Aus den Ideen und Vorstellungen der Schüler_innen lässt sich ablesen, dass deren Zukunftswünsche stark mit materieller Absicherung und Wohlstand, dem Wunsch nach beruflicher Verwirklichung und Erfolg und dem Zusammenhängen, was man gemeinhin als „klassische Familie“ bezeichnen würde.

Familienbild – Wunschfamilie

Einige Begriffe tauchten sehr oft in Verbindung mit der Wunschfamilie auf:

Baby, Gemeinschaft, Mutter, Vater, Opa und Oma, Ruhe, intelligent, jung, lustig, mutig, reich, Sex, sportlich.

Der Wunsch nach einer starken Gemeinschaft, materiellem Wohlstand und Humor in der eigenen Familie tauchte in allen Übungen immer wieder auf. Genauso wie der Wunsch nach Sicherheit, vor allem im ökonomischen Kontext. Sehr vehement wird dabei aber immer wieder auf ein traditionelles Familienbild zurückgegriffen. Offensichtlich äußert sich darin die Hoffnung, durch eine „traditionelle“ Familie einen sicheren Ort zum Zurückziehen zu haben.

In den Mädchengruppen wurde der starke Wunsch nach Kindern auffällig häufig thematisiert. Es scheint nur dann eine Familie zu geben, wenn es auch Kinder gibt, d.h. das Familienbild ist sehr stark geprägt von traditionellen Vorstellungen. Für die meisten Mädchen war im Anschluss an diese Diskussion auch ganz klar, dass sie sich in erster Linie um die Kinder kümmern wollen, während die Männer das Geld verdienen. Das traditionelle Bild, das den Vater als Familienernährer und



die Frau im Versorgungsbereich verortet, wurde von den weiblichen Jugendlichen stark verinnerlicht.

Beruf, Wohnen, Privatleben

Je mehr jedoch ein Blick auf die eigene Familiensituation geworfen wurde und die Frage weg von den Fantasievorstellungen der „fernen“ Zukunft hin zu konkreten Vorstellungen einer „gelingenden Familie“ gerichtet wurde, umso mehr kamen ganz klare Wertvorstellungen und Wünsche in Bezug auf die emotionale und soziale Sicherheit zu Tage. Diese wurden auffällig konkret formuliert. Auch die Vorschläge zur Realisierung dieser Vorstellungen in der Familie und im Berufsleben waren deutlich und sehr plastisch dargestellt.

Die Antworten auf Berufsperspektiven spannten den Bogen von der Ärztin bis hin zum Profisportler – im gemischtgeschlechtlichen Workshop sah sich nur eine Schülerin in 15 Jahren ausschließlich im eigenen Haushalt und als Mutter.

Wohlstand im Bereich des Wohnens (großes Haus bzw. eine Villa mit großem Garten und Pool) spielte eine große Rolle: Nur wenige gaben Alternativen an, wie etwa in einer Wohngemeinschaft gemeinsam mit Freund_innen zu wohnen. Ausgewogen wurde die Frage nach dem zukünftigen Wohnort beantwortet: etwa die Hälfte konnte sich vorstellen in Österreich zu bleiben, die anderen, in ein anderes Land zu ziehen. Teil der zweiten Gruppe waren Schüler_innen mit Migrationshintergrund, die die konkrete Perspektive angaben, in das Land zu ziehen, in dem ihre Eltern groß geworden sind.

Alternative Formen

Alternative Formen des Zusammenlebens wurden nur von wenigen gesehen. Gleichgeschlechtliche Partner_innenschaften sowie das Zusammenleben in Wohngemeinschaften wurden dabei höchstens als nicht der Norm entsprechend wahrgenommen. Dennoch sind in den Wünschen und Utopien immer wieder Vorstellungen von anderen Lebensmodellen vorhanden – wie etwa in größeren Wohngemeinschaften zu leben –, diese werden jedoch schnell wieder verworfen.

Konflikte, Gewalt, Hilfssysteme

Bei den jüngeren Schüler_innen wurde die Familie als primäres Hilfssystem wahrgenommen, wobei zu vermerken ist, dass für alle an erster Stelle der Zusammenhalt und das Zusammenarbeiten in der Familie genannt wurden. Die Ansätze, um dies zu erreichen, enthielten Ideen wie Verständnis zeigen, Rücksicht aufeinander nehmen und Regeln einhalten. Für viele ist es wichtig Konflikte zu lösen. Dazu wurde vorgeschlagen, sich Zeit füreinander zu nehmen, in dem



man auch „Ausflüge miteinander unternimmt“, sich „zusammen zu setzen und zu reden“ sowie Probleme anzusprechen. Auch die Geselligkeit hatte für die Gruppe einen hohen Stellenwert, dazu sollten die Kinder nicht „nur vor den elektronischen Geräten sitzen“, sondern auch den Geschwistern helfen, beispielsweise mit den Hausübungen oder dem Aufräumen der Zimmer. Neben der Geselligkeit schätzten die Schüler_innen auch den Gemeinschaftssinn der Familie als wichtig ein, für den sie den gegenseitigen Respekt als unerlässlich ansahen.

Die älteren Jugendlichen suchen bei negativen Erfahrungen am liebsten und häufigsten Hilfe im Freundeskreis oder bei Geschwistern. Sowohl Erwachsenen generell als auch gegenüber Vertrauenspersonen sind sie eher skeptisch.

Gewalterfahrungen wurden in den geschlechtshomogenen Mädchengruppen stärker thematisiert. Einerseits sind sie in unterschiedlichen Kontexten damit konfrontiert, andererseits schätzen sie Gewalterfahrungen jedoch falsch ein, indem sie diese verharmlosen. Mit Gewaltprävention sollte deshalb früh begonnen werden, da es wichtig ist, dass Jugendliche Gewalt richtig einschätzen lernen und auch Informationen über den Umgang mit Gewalterfahrungen bzw. Beratungseinrichtungen erhalten – diese Kenntnisse fehlen offensichtlich fast gänzlich.

Im Kontext einer umfassenden Gewaltprävention, die prozesshaft ablaufen und im besten Fall über ein Jahr mit der Gruppe stattfinden sollte, können Zukunftswerkstätten eine sehr geeignete Einführung sein, um in der Folge an den auftauchenden Themen weiter zu arbeiten.

Autorin: Mag.^a **Elisabeth Koch** ist Projektmitarbeiterin im Mädchenzentrum Klagenfurt. Neben den Projekten ist sie als Trainerin für Selbstverteidigung nach der Methode „Drehungen“ und in unterschiedlichen sozialpädagogischen Themenbereichen in der geschlechtssensiblen Mädchenarbeit tätig. Zusätzlich ist sie Projektmitarbeiterin am Projekt „Gastarbeiterinnen in Kärnten. Auf Spurensuche der weiblichen Arbeitsmigration“ an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.

Autor: Dipl. Päd. **Hans Peter Graß** ist Geschäftsführer des Friedensbüros Salzburg, ausgebildeter Sonderschul- und Religionslehrer, dipl. Erwachsenenbildner, Leiter des Projektes „WhyWar.at“, Workshop- und Seminarleiter zu den Themenschwerpunkten: Krieg und Frieden, Vorurteile, Feindbilder, Rassismus, Transkulturalität, Deeskalation.

Quellen

Holzinger, Hans / **Spielmann**, Walter (2002): *Die Zukunft demokratisieren. Einführung in die Methode Zukunftswerkstatt*. www.jungk-bibliothek.at/zweinfuehrung.pdf (2013-10-09)

Kuhnt, Beate / **Müllert**, Norbert (2006): *Moderationsfibel Zukunftswerkstätten. Verstehen – Anleiten – Einsetzen. Das Praxishandbuch zur Sozialen Problemlösungsmethode Zukunftswerkstatt*. 3. überarbeitete Auflage. AG SPAK
Bücher: o. O.

Geschichten aus der Zukunft

*Ein Gespräch mit Ao.Univ.Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ
Ulrike Unterbruner über ihre Studie,
wie Jugendliche sich Natur, Technik
und Menschen in 20 Jahren vorstellen*

Summerer: *Frau Unterbruner, Sie haben 1988/89 eine Studie zu Zukunftsbildern von Jugendlichen erstellt, die sie dann 2009 – also 20 Jahre später – wiederholt haben. Was war damals und heute Ihr Hauptanliegen, das genauer anzusehen?*

Unterbruner: Zukunftsvorstellungen von Jugendlichen interessieren mich aus mehreren Gründen. Einerseits lenken uns Vorstellungen ganz generell in erheblichem Maße. Sie helfen uns, die Welt zu verstehen und sie prägen unser Handeln und Verhalten. Andererseits sind Zukunftsvorstellungen im Speziellen auch Ausdruck von Befindlichkeit und Zeitgeist. Alle diese Faktoren spielen in der Umweltbildung beziehungsweise in der Bildung für nachhaltige Entwicklung eine wichtige Rolle. Ich habe deshalb eine projektive Methode entwickelt, die den Befragten einen großen Spielraum gab, eigene Themen anzusprechen. Ich habe dafür eine Fantasiereise konzipiert, in der ich die Jugendlichen in eine zukünftige Welt geführt habe – 20 Jahre voraus – die sie sich einfach nur anschauen sollten. Mein Hauptinteresse war, wie Natur und Technik in dieser zukünftigen Welt gesehen werden. In weiterer Folge war natürlich auch interessant, wie Menschen darin geschildert werden.

Ich habe die Jugendlichen im Anschluss an die Fantasiereise auch malen lassen, um die Visionen und Emotionen sozusagen „auf den Punkt“ zu bringen. Dann wurden die Bilder projiziert und von den Jugendlichen erläutert. Die Akzeptanz für diese Methode war erfreulicherweise sehr hoch. Um die Nachhaltigkeit der Aussagen zu testen, habe ich den Jugendlichen ihre Bilder einen Monat später noch einmal gezeigt und gefragt, wie weit sie mit ihren

Aussagen noch übereinstimmen würden. Die Übereinstimmungen waren sehr hoch.

Im zweiten Teil der Untersuchung habe ich auch mit klassischen Fragebögen zu den größten Wünschen und Ängsten gearbeitet, mit drei Fragen, die wir Ende der 80er Jahre in mehreren europäischen Studien eingesetzt haben. Diese Fragen habe ich 2009 noch ergänzt mit Fragen nach der Einschätzung von Technik und Neuen Medien und Fragen zur Problemlösung.

Summerer: *Sie haben offensichtlich sehr assoziativ und mit wenigen Vorgaben gearbeitet?*

Unterbruner: Wenn man im therapeutischen oder pädagogischen Kontext Fantasiereisen macht, lenkt man gewöhnlich doch sehr. Gerade das habe ich vermieden: Ich habe die 14- bis 16-Jährigen nur aufgefordert, sich in der fantasierten zukünftigen Welt umzuschauen. Während das Gros der Schüler_innen Städte oder Landschaften gesehen hat, haben sich aber manche auch in ihr zukünftiges Wohnzimmer oder an ihren zukünftigen Arbeitsplatz gebeamt. So sind höchst originelle und individuelle „Reiseberichte“ entstanden.

Summerer: *Welche Themen sind in erster Linie aufgetaucht?*

Unterbruner: Natur spielt nach wie vor eine große Rolle, aber nicht mehr in dem Ausmaß wie in der ersten Untersuchung von 1988/89. Damals war Lebensfreundlichkeit oder Lebensfeindlichkeit der Zukunftsvisionen sehr stark mit dem Zustand von Natur gekoppelt. Auch 2009 ist Natur ein sehr starkes Symbol für die antizipierte Befindlichkeit, aber es gibt deutlich mehr Jugendliche, die nicht mehr über Natur sprechen, sondern zunehmend über gesellschaftliche Zustände. Dadurch gibt es neue Motive in den Zukunftsvorstellungen, zum Beispiel, dass Geld die Welt regiert, dass es den Menschen zukünftig nur mehr um ihren eigenen Vorteil gehen würde, dass der Überwachungsstaat ihnen das Leben schwer machen und soziale Kälte um sich greifen würde. Technik wird übrigens nach wie vor sehr ambivalent wahrgenommen.

Summerer: *Inwieweit sind Gemeinschaftsformen Themen der Zukunftsbilder und wie unterscheiden sich diese von jenen der ersten Untersuchung?*

Unterbruner: Ein Unterschied ist für mich ganz eindeutig, nämlich dass sich heute auch Burschen Wünsche nach einer glücklichen Familie und Kindern erlauben. Das deckt sich ja auch mit anderen Studien wie Shell oder SINUS, die zeigen, dass es für junge Männer zunehmend sozial akzeptiert ist, dies in ihre Lebensplanung miteinzubeziehen. Analog dazu erzählen etliche Mädchen von der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Das war in der Untersuchung Ende der 80er Jahre noch kein Thema.



Summerer: *Tauchen in den Fantasien auch zunehmend alternative Lebensformen auf?*

Unterbruner: Nein, gar nicht. Da ist immer noch von Traummann, Traumfrau, von Vater-Mutter-Kind(ern) die Rede. Sowohl bei den Bildern als auch in der Befragung steht nach wie vor der Wunsch nach einer intakten Partnerschaft oder Familie an erster Stelle, gefolgt vom Wunsch nach einer intakten Umwelt. Die Jugendlichen sehen die persönlichen Idyllen in einem schönen Naturraum. Was im Vergleich zur ersten Untersuchung deutlich stärker geworden ist, sind die Wünsche nach materiellem Wohlstand und individuellem Glück.

Summerer: *Treten da Bilder von Armuts-Bedrohung auf?*

Unterbruner: In Armuts-Szenarien sehen sich die Jugendlichen nicht selbst, doch sie beschreiben sie. Soziale Gerechtigkeit ist ein großes Thema, insbesondere das Auseinanderklaffen von Arm und Reich wird kritisiert. Man kann heutigen Jugendlichen vielleicht schon verstärkt Ego-Trips vorwerfen, auf der anderen Seite thematisieren sie aber auch stark das Bedürfnis nach sozialer Gerechtigkeit – auch weltweit – und nach gelingenden zwischenmenschlichen Beziehungen. Analog dazu kritisieren sie den Hunger in vielen Ländern der Welt, Kriege und Diktaturen. Neben dem Tod der Eltern und der Angst vor einer schweren Krankheit machen ihnen Arbeitslosigkeit, zunehmende Umweltverschmutzung, Naturzerstörung und Klimawandel Sorgen. Auch die Angst vor einem Atomkrieg ist nach wie vor präsent.

Summerer: *Das war aber zeitlich vor Fukushima.*

Unterbruner: Ja, die Erhebungen haben vor Fukushima stattgefunden. Dennoch äußerte etwas mehr als die Hälfte der Jugendlichen Angst vor einem AKW-Unfall. Nach Fukushima wäre dieser Wert wahrscheinlich um einiges höher gewesen. Ein interessantes Ergebnis gibt es bei den sogenannten individuellen Ängsten. Damit sind Angst vor Spinnen, Schlangen, vor der Dunkelheit u.ä. gemeint. Diese sind im Vergleich zur ersten Erhebung enorm gestiegen. Das kann mit dem steigenden Trend zur Individualisierung zu tun haben, vielleicht aber auch damit, dass es zunehmend auch bei Burschen akzeptabler wird, eigene Ängste zu äußern.

Summerer: *Kann es sein, dass das Diffuse an diesen Ängsten mit der Undurchschaubarkeit von Problemstellungen zu tun hat, die sich nicht an konkreten Bildern festmachen können?*

Unterbruner: Dieser Interpretation kann ich auch viel abgewinnen. Dazu kommt auch die Angst vor persönlichem Scheitern, die sich 2009 gegenüber 1988/89



fast verdoppelt hat. Arbeitslosigkeit wird eher als persönliches Versagen wahrgenommen und weniger als politisches Problem. In den Fantasien über zukünftige Arbeitswelten findet sich zudem das Bild der persönlichen Vereinsamung durch neue Medien: Man sitzt alleine zuhause vor dem Computer und arbeitet vor sich hin, ohne ein nettes soziales Umfeld. Es ist überhaupt interessant, dass mit den neuen Medien kaum wünschenswerte zukünftige Veränderungen assoziiert werden. Neue Medien kommen in den Zukunftsvisionen fast nicht vor, was mich sehr verwundert hat.

Summerer: *Also keine Science-Fiction Bilder von hochtechnisierten Geräten?*

Unterbruner: Nun, da gibt es schon Autos, die fliegen – aber von denen verschmutzen etwa die Hälfte die Umwelt und produzieren Lärm, was ich persönlich wirklich erstaunlich finde. Wenn ich mir vorstelle, dass die Autos zukünftig fliegen, dann wären diese in meiner Fantasie natürlich auch leise und abgasfrei.

Summerer: *Noch einmal zur Familie: Wie wirkt sich die Transformation der Familie in den letzten Jahren auf die diesbezüglichen Ängste aus? Wie wirkt die Diskrepanz, dass das Bild der klassischen Familie der Realität schon lange nicht mehr standhält auf die befragten Jugendlichen?*

Unterbruner: Das war nicht wirklich ein Thema. Die klassische Kernfamilie ist weiterhin das Wunschbild. Von Wohngemeinschaften oder ähnlichem ist nicht die Rede. Wobei ich auch wahrnehme, dass für die Jugendlichen das Heiraten an sich nicht mehr unbedingt zum perfekten Zukunftsszenario dazugehört. Das kann auch eine gut funktionierende Partnerschaft sein. Aber die Lebensform an sich ist klassisch.

Bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund hat die Familie einen höheren Stellenwert. So thematisieren einige davon auch großfamiliäre Formen, dass sie zum Beispiel auch mit Verwandten in der gleichen Gegend leben wollen. Des Weiteren spielt auch Religion bei diesen Jugendlichen eine stärkere Rolle, während insgesamt betrachtet Kirche beziehungsweise christliche Religion keinen nennenswerten Rang haben – was übrigens bei der ersten Untersuchung vor 20 Jahren auch schon so war. Aber auch Wünsche bezüglich demokratischer Freiheiten und Selbstverwirklichung spielen eine deutlich untergeordnete Rolle.

Summerer: *Inwieweit lassen sich Unterschiede in Bezug auf das Geschlecht der Befragten herauslesen?*

Unterbruner: Interessanterweise existieren bei den Zukunftsvorstellungen kaum signifikante Unterschiede in Bezug auf Geschlecht, auch nicht bezüglich Alter und Migrationshintergrund. Bei der Wahrnehmung beziehungsweise Darstel-

lung von Natur gibt es geschlechtsspezifische Unterschiede: Mädchen sprechen häufiger über Natur und heben dabei stärker die Ästhetik der Natur hervor als die Jungen.

Darin mag vielleicht auch die Globalisierung eine Rolle spielen. Die Jugendlichen konsumieren ähnliches, sehen die gleichen Youtube-Videos, hören dieselbe Musik, treffen sich auf Facebook u.ä.. Diese Formen der Vereinheitlichung zeigen auch andere Studien, wie zum Beispiel die OECD-PISA Studie „Green at fifteen“, die in OECD-Ländern signifikante Übereinstimmungen in Bezug auf die Umweltproblematik diagnostiziert. Von diesen befragten Jugendlichen nehmen übrigens etwa 20 Prozent an, dass man diese Probleme wie Luftverschmutzung, Ressourcenverknappung et cetera auch lösen kann. In Österreich und Deutschland sind es lediglich 15 bis 16 Prozent.

Summerer: *Kann das mit Ohnmachtsgefühlen angesichts von Überforderung zu tun haben?*

Unterbruner: Ich würde aus diesen Zahlen keine Ohnmachtsgefühle oder prinzipiellen Pessimismus herauslesen. Ängste der Jugendlichen korrelieren in meiner Studie auch nicht mit negativen Zukunftsbildern. Es gibt dazu von psychologischer Seite her interessante Überlegungen: Wenn Menschen einen aktiv-verarbeitenden Umgang mit Ängsten pflegen – im konkreten Fall mit sogenannten Umweltängsten –, dann benennen sie das Problem eher als Menschen, die passiv-verleugnend agieren. Mit einer aktiv-verarbeitenden Stressbewältigung geht in der Regel ein höheres Aktionspotenzial einher. Die Tiefenökologin Joanna Macy zeigt, dass das Aussprechen von Bedrohungsgefühlen, Sorgen oder Ängsten der erste wichtige Schritt ist, aus dem heraus das Energiepotenzial entsteht, das zum Handeln für eine bessere Zukunft führen kann. Deshalb denke ich auch, dass es wichtig ist, immer wieder einmal Fantasiespaziergänge in die Zukunft zu machen, um klarer zu sehen, wohin wir wollen und wohin nicht. So können diese Visionen Triebfedern für nachhaltiges Handeln sein.

Vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führte Mag.^a **Desiree Summerer** vom Friedensbüro Salzburg.

Zur Person: Ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Ulrike Unterbruner** ist Professorin am Institut für Didaktik der Naturwissenschaften der School of Education/ Universität Salzburg. Schwerpunkte: Biologiedidaktik und Umweltbildung, ganzheitliches Lehren und Lernen, Entwicklung von Lernsoftware für Kinder und Jugendliche, Lehrer_innenbildung.

Zur Person: Mag.^a **Desirée Summerer** ist Mitarbeiterin des Friedensbüros Salzburg. Sie studierte Soziologie und Kommunikationswissenschaft mit den Schwerpunkten Zivilgesellschaft, Gender und Entwicklung.

Eckdaten zu den beiden Studien:

Studie 1 (1988/89): Fantasiereise mit 300 Salzburger Jugendlichen (Stadt und Land), Fragebogen mit 1079 Jugendlichen aus Salzburg, Oberösterreich, Wien. Durchschnittsalter: 15 Jahre

Studie 2 (2009): Es nahmen insgesamt 728 Jugendliche aus 29 Schulklassen (8. bis 10. Schulstufe) an der Untersuchung teil. 61 Prozent der Jugendlichen waren aus Österreich (Salzburg, Oberösterreich, Wien), 39 Prozent aus Deutschland (Berlin). Verhältnis Mädchen zu Burschen 51 Prozent zu 49 Prozent, Durchschnittsalter 14,9 Jahre (13 bis 17 Jahre).

Quellen

OECD/PISA (2009): Green at Fifteen? How 15-year-olds perform in environmental science and geoscience in PISA 2006. www.oecd.org/pisa/pisaproducts/pisa2006/42467312.pdf (2013-10-09)

Shell Deutschland Holding (Hg.) (2010): *Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich*. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt

Wippermann, Carsten / **Calmbach**, Marc (2008): *Sinus-Milieustudie U27. Wie ticken Jugendliche?* Verlag Haus Altenberg + MVG: Düsseldorf, Aachen

Lesetipp

Unterbruner, Ulrike (2011): *Geschichten aus der Zukunft. Wie Jugendliche sich Natur, Technik und Menschen in 20 Jahren vorstellen*. oekom verlag: München

Welche Beziehungsformen und Modelle von Zusammenleben wünschen sich junge Frauen für ihr Leben?

MAFALDA-Bericht zum Querschnittsprojekt 2012 des Bereichs Gewalt an/unter Jugendlichen in der Plattform gegen die Gewalt in der Familie

Veronika Spannring

Raus aus der box ist ein Bildungsangebot für bildungsferne Mädchen und junge Frauen von 15 bis 24 Jahren mit und ohne Migrationshintergrund, das von MAFALDA, uniT (Verein für Kultur an der KF-Uni Graz) und ISOP (Innovative Sozialprojekte) gemeinsam durchgeführt wird. Ziel ist es, die jungen Frauen darin zu unterstützen, einen Bildungsabschluss zu erlangen und/oder ins Erwerbsleben einzusteigen. Jeder Durchgang dauert ein halbes Jahr und hat 16 Teilnehmerinnen. Die Projektteilnehmerinnen erarbeiten in jedem Kurs ein Jugendmagazin mit eigenen Beiträgen.

Für das Querschnittsprojekt 2012 hat MAFALDA aus den Magazinen die Textbeiträge zum Thema Beziehungen, Familie und Gewalt in Beziehungen gesammelt und daraufhin untersucht, welche Aussagen es zu den Fragestellungen des Querschnittsprojekts gibt. In drei Workshops wurde anhand dieser Texte nach der Methode von Fokusgruppen mit den Mädchen gearbeitet. Die Arbeit in den Workshops wurde mit einem gemeinsamen Kinobesuch abgerundet. Die Mädchen haben sich den Film *Merida – Legende der Highlands* ausgesucht, einen amerikanischen Animationsfilm, in dem Merida ihren eigenen Weg durchs Leben gehen will und uralten Sitten trotz.

1. Texte aus den Jugendmagazinen von *raus aus der box*

Drei Textbeispiele werden hier exemplarisch vorgestellt:

Visionen

Fernschauen. Ein Haustier haben. Ein Star sein. Viel Geld haben. Einen Job haben. In einem Schloss wohnen. Einen Garten haben. Asiatisches Essen. Einen Freund haben. Eine Freundin haben. Gesund sein. Familie. Pause haben. Abenteuer. Wünsche haben. Ruhe haben. Freunde haben. Einen Hund haben. Eine Katze haben. Luft holen. Eine warme Suppe essen. Torte werfen. Ostereier suchen. Kekse backen. Ein Schaumbad nehmen. Einen Lachkrampf haben. Verdünnsaft trinken. Geschenke kriegen. Schminken. Eine schöne Frisur haben. Phantasie haben. Gut aussehen. Freundlichkeit. Vitamine! Selbstvertrauen. Hoffnung. Kreativ sein. Ehrlichkeit. Hilfsbereitschaft. Unabhängigkeit. Liegestuhl und Sonnenschirm. Sandstrand. Füße im Sand. Weihnachtsbaum. Verlässlichkeit. Ein warmer Mantel. Warme Schuhe. Coole Ohrringe. Mütze und Schal im Winter.

In: *Pepper Chicken Wings mit Reis*, hg. von raus aus der box, Graz 2012, S.16

spirit

Ich soll eine gute, brave Tochter, Mutter, Schwester, Freundin, Frau sein. Ich soll gut lernen. Ich soll einen positiven Abschluss haben. Ich soll einen Führerschein haben. Ich soll eine bessere Arbeit checken. Ich soll selbstbewusst sein.

In: *ebd.*, S.44

spirit

Ich will eine gute Arbeit/Ausbildung. Ich will selbständig sein. Ich will unabhängig sein. Ich will ein eigenes Haus. Ich will heiraten. Ich will Kinder. Ich will jedes Jahr auf Urlaub fahren. Ich will meinen Freund jeden Tag sehen. Ich will lange Haare und eine andere Farbe. Ich will den Führerschein schaffen. Ich will für immer mit meinem Freund zusammen bleiben. Ich will nicht alt und runzlig werden. Ich will einen Hund. Ich will eine Luis Vuitton Tasche haben. Ich will ein schönes Haus haben. Ich will ein Sportauto haben. Ich will, dass meine Familie immer glücklich bleibt.

In: *ebd.*, S.46

Viele Texte der Jugendmagazine von *raus aus der box* beschreiben Zukunftsbilder eines guten Lebens, die Wohlstand in einem materiellen Sinn meinen.

Tim Jackson unterscheidet drei Konzepte von Wohlstand (Jackson, 2011): ein rein ökonomisches und materialistisches Modell, das Quantität bewertet, ein materialistisches Modell, das sich in Beziehung zum Nutzen setzt und als drittes Wohlstand als Fähigkeit zum Gedeihen. Diese Form des Wohlstands ermöglicht

es den Menschen, ein gutes Leben zu führen, Zusammenhalt in der Gesellschaft zu schaffen und Wohlbefinden zu erleben. Die Modelle stehen miteinander in Wechselwirkung und bedingen sich zu einem gewissen Grad. Lebensstandard im materiellen Sinn ist notwendig, damit Menschen sich entfalten, ihre Fähigkeiten einsetzen und an der Gemeinschaft partizipieren können. Wenn junge Frauen also für ihre materielle Sicherheit sorgen, legen sie den Grundstein für ihre persönliche Entwicklung und für ein erfülltes Leben.

In den Texten aus den Jugendmagazinen ist aufgefallen, dass die jungen Frauen sich stark an traditionellen Rollenbildern und Lebensformen orientieren und sich wenig Gedanken über alternative Lebensentwürfe machen. Wir stellen dies in Zusammenhang mit der Lebenssituation von jungen Erwachsenen, die oft von Unsicherheiten geprägt ist. Junge Frauen verlassen die Herkunftsfamilie, gestalten Beziehungen neu, gründen Partnerschaften, stehen in Ausbildung, sind finanziell nicht abgesichert. Flucht und Migration verstärken diese Unsicherheitsfaktoren. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass der Wunsch nach innerer Sicherheit (Werte, Haltungen, Normen, ...) und äußerer Sicherheit (Ausbildung, Einkommen, Wohnen, ...) sehr groß ist.

Einen guten Job und beruflichen Erfolg zu haben gehört zu den erstrebenswerten Zielen der jungen Frauen und wird häufig in Verknüpfung mit dem Wunsch nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit gesehen. Ebenso wichtig ist ihnen die Sicherheit eines stabilen Familienlebens, wobei traditionelle Familienbilder vorherrschend sind. Überlegungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder die Reflexion von Frauen- und Männerbildern nehmen dabei (noch) wenig Raum ein.

2. Workshop zum Thema Familie

Zum Einstieg wurde folgender Text aus einem Jugendmagazin von *raus aus der box* gelesen:

Familie

Es gibt viele Leute, die denken, wenn sie Mutter, Vater, Kind sind, sind sie gleich eine Familie aber was ist eigentlich Familie? Jeder möchte die perfekte Familie haben. Von außen sieht es vielleicht so aus aber wie es wirklich ist, weiß keiner. Sie streiten, lügen, fühlen sich nicht verstanden, es ist verschieden. Für mich bedeutet Familie Vertrauen. Vertrauen heißt, man kann miteinander über alles reden egal was es ist, man kann Geheimnisse miteinander teilen, egal welche, man erzählt es nicht weiter. Man kann sich aufeinander verlassen in guten wie in schlechten Zeiten, jede Familie hat mal schlechte Zeiten – da bin ich auch froh darüber weil man dann sehen kann, ob man

Jasmin, 16
Aus einem MAFALDA-
Mädchenprojekt

Wirklich wichtig in meinem Leben sind mir meine Eltern, meine Familie und meine beste Freundin. Ich streite zwar öfter mit meiner besten Freundin und denk' auch manchmal, dass sie mir egal ist, was aber nicht stimmt.

wirklich eine Familie ist. Es heißt nicht nur weil man biologisch eine Familie ist, dass es wirklich so ist. Wenn weder Zusammenhalt, noch Vertrauen, noch Liebe, in der „Familie“ sind, ist es keine für mich. Für mich gehören gute Freunde, Haustiere auch zur Familie man muss nicht verwandt sein. Familie braucht man, Familie sollte meiner Meinung an erster Stelle stehen.

In: *Licht an! Darf nicht sehen*, hg. von raus aus der box 2, Graz 2010

Danach haben die Mädchen sich zu folgenden Fragen gegenseitig interviewt und die Ergebnisse in der Gruppe berichtet:

- Möchtest du selbst Kinder/Familie haben?
- Wie sieht diese Familie aus?
- Welche unterschiedlichen Familienformen kennst du?
- Was macht eine glückliche Familie aus?
- Was sind die Voraussetzungen für eine perfekte Kindheit?
- Wie sieht diese aus?

Die jungen Frauen kennen viele Familienformen, möchten selbst aber ein traditionelles Familienbild verwirklichen. Sie wünschen sich Familie als einen harmonischen Ort, der geprägt ist von gegenseitigem Vertrauen, Respekt und Zusammenhalt.

Zur Frage „Was macht eine glückliche Familie aus?“ gab es folgende Antworten: *Sehr glücklich und lustig drauf, dass wir nie streiten und sehr gut miteinander umgehen, dass wir an einem Tisch sitzen und Witze reißen, gegenseitiges Vertrauen, fürsorglich, Gewaltfreiheit, Respekt, reden, lachen, zusammen was unternehmen, zusammen halten, da kommt keiner auf schlechte Wege, dass die Kinder ohne Gewalt aufwachsen, liebevoller Umgang, sich Freiraum lassen, die Erwachsenen verstehen sich, Zeit miteinander verbringen, dass die Kinder nicht immer alleine sind.*

Auf die Fragen: „Was sind die Voraussetzungen für eine perfekte Kindheit? Wie sieht diese aus?“ antworteten die Mädchen folgend:

Gute Bildung, abwechslungsreiches Leben, Selbständigkeit, dass das Kind beim Älter werden immer Freiräume bekommt, dass man auch Fehler machen darf, guter Job, für die Eltern da sein, liebevolle Grenzen, Gesundheit, keine Gewalt, dass man den Kindern Wünsche erfüllen kann, dass die Kinder ohne Gewalt aufwachsen, dass die Kinder nicht immer allein sind.

3. Workshop zum Thema Beziehungen

Folgender Text aus einem Jugendmagazin von *raus aus der box* wurde zu Beginn gelesen:

Freundschaft bedeutet für mich Vertrauen zu einem Menschen zu haben, und wenn du erst einmal solche Menschen gefunden hast, dann bereichern sie dein Leben und machen es erst richtig lebenswert. Du kannst mit ihnen lachen und erlebst dabei einige deiner schönsten Momente in deinem Leben, aber sie sind auch für dich da wenn du am Boden bist und nicht mehr weiter weißt. Es gibt verschiedene Arten von Freundschaft, da gibt es die eine Art, die immer da sind, das sind dann meistens auch die Menschen, denen du alles anvertraust und die dich von all deinen Freunden am besten kennen. Dann gibt es wieder die Art von Freunden, du siehst sie nicht so oft und sie sind auch nicht immer da, aber doch sind sie dir wichtig und du nennst sie Freunde. Aber wenn man den Kontakt zu diesen Menschen nicht pflegt, kann es schon mal vorkommen, dass man sich aus den Augen verliert und man wird sich fremd. Wiederum lernt man mit der Zeit auch immer wieder viele neue Menschen kennen und man merkt dann, ob diese einem im Leben wichtig sind oder nicht, so können Freundschaften entstehen.

In: *Licht an! Darf nicht sehen*, hg. von raus aus der box 2, Graz 2010

Anschließend haben die Mädchen sich in Einzelarbeit mit folgenden Fragen auseinandergesetzt:

- Wer ist mir in meinem Leben wirklich wichtig? Warum?
- Wann ist mir klar geworden, dass diese Menschen für mich wichtig sind, was haben sie gemacht? Wo haben sie mich unterstützt? Was wäre ohne sie nicht so toll gelaufen?
- Was habe ich schon einmal für sie gemacht? Wann konnte ich für sie da sein?
- Gibt es Situationen, in denen sie Schwierigkeiten gemacht haben, in denen es ohne sie leichter gewesen wäre?

Die Mädchen und jungen Frauen haben in persönlichen Texten von ihren Schwierigkeiten erzählt. Die meisten Mädchen bezeichnen die Eltern und die Familie als sehr wichtig für ihr Leben. Zwei junge Frauen nennen den Ehemann bzw. den

Freund als wichtigste Person in ihrem Leben. Die Mädchen sprechen über die Eltern sehr respektvoll und liebevoll, fühlen sich unterstützt und möchten ihnen auch etwas zurückgeben und für sie da sein.

4. Workshop zum Thema Gewalt in Beziehungen

Das Thema wurde in der Großgruppe anhand folgender Fragen diskutiert und von der Trainerin protokolliert:

- Immer wieder erleben wir Gewalt in Beziehungen (mit Geschwistern, Eltern, Freunden, im Internet, ...)
- Wie kommt es zu Gewalt in Beziehungen?
- Wie erkennt man, dass Gewalt im Spiel ist?
- Wo kann man sich Hilfe holen? Welche Hilfe ist in solchen Situationen hilfreich?

Die Mädchen beschreiben ein breites Spektrum von Gewaltformen:

prügeln, Drohungen, Rufmord, wenn Menschen zuschauen, wie jemand fertig gemacht wird, hinter dem Rücken reden, Rassismus, Mobbing, Vergewaltigung, hinter dem Rücken reden, Demütigung, sexuelle Gewalt, seelische Gewalt, peinliche Fotos ins Internet geben, Facebook-Beschimpfungen, Geheimnisse werden verraten.

Gewalt erkennen die Mädchen hauptsächlich an den Gefühlen, die sie damit verbinden:

■ *schlecht* ■ *enttäuscht* ■ *gedemütigt* ■ *peinlich* ■ *Blutrausch* ■ *danach ein tolles Gefühl wie high sein* ■ *haben gedacht, dass es cool ist.*

Es gab drei Statements darüber, dass Gewalt normal ist:

Gewalt ist kein großes Thema, weil normal. Wir Ausländerinnen sind mit Gewalt aufgewachsen, deshalb ist es für uns normal. Gewalt ist normal.

Die Trainerin hat im Lauf der Diskussion die Frage gestellt, warum manche Menschen gewaltbereit sind und andere nicht. Folgende Ursachen haben die Mädchen genannt:

- *Wenn es Gewalt in der Familie gibt.*
- *Wegen der Dinge, die du vor allem im Krieg erlebt hast.*
- *Wegen der Freunde, denen du etwas beweisen musst.*
- *Wenn du solange fertig gemacht wirst, bis es nicht mehr anders geht.*

Hilfen, die sich die Mädchen in Gewaltsituationen wünschen, sind:

- *Viel Geduld. Einen Ort, wo man hingehen kann.*
- *Es braucht Unterstützung für Kinder, die das mitmachen müssen.*

Nicht für alle Mädchen ist das Recht auf Hilfe eine Selbstverständlichkeit: *Hilfe brauchen ist peinlich. Man muss es selber schaffen. Es gibt einen Grund für Schläge. Der Mann darf das.*

An dieser Stelle soll auf die *Österreichische Prävalenzstudie zur Gewalt an Frauen und Männern* (2011) verwiesen werden, in deren Rahmen untersucht wurde, wie häufig Frauen und Männer, die in ihrer Kindheit Gewalt erlebt haben, Hilfsangebote in Anspruch genommen haben. 75 Prozent der befragten Männer und Frauen im Alter von 16 bis 60 Jahren haben in ihrer Kindheit psychische und/oder körperliche Gewalt, 27,7 Prozent der Frauen bzw. 12 Prozent der Männer sexuelle Gewalt erlebt. Von den befragten Frauen haben sich nur 13,3 Prozent (Männer 7,8 Prozent) an eine Freundin bzw. einen Freund und 12,9 Prozent (Männer 9,5 Prozent) an die Eltern gewandt. Eine Beratungsstelle aufgesucht bzw. eine Therapie gemacht haben 4,5 Prozent der Frauen (Männer: 2,1 Prozent).

Alle anderen Anlaufstellen wie Kriseneinrichtungen, Polizei, Jugendamt und Einrichtungen des Gesundheitswesens wurden kaum in Anspruch genommen.

Hilfe wurde also in erster Linie in der Familie und von Freund_innen in Anspruch genommen, Hilfsangebote von Beratungseinrichtungen und Institutionen wurden kaum genutzt. Frauen in der Altersgruppe von 16 bis 30 Jahren haben am häufigsten Gewalterfahrungen kommuniziert. Insgesamt zeigt sich die Tendenz, dass die befragten Frauen und Männer umso häufiger Unterstützung gesucht haben, je jünger sie sind. Die Autor_innen der Studie stellen hier einen Zusammenhang her mit der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung hin zu einem offeneren und offensiveren Umgang mit Gewalterfahrungen, von der die junge Generation am meisten profitiert. In der Öffentlichkeit gibt es in Bezug auf Gewaltthemen eine hohe Sensibilität, Gewalt wird als solche wahrgenommen und abgelehnt. Wenn Betroffene das Gespräch suchen, bedeutet das auch, sie haben Vertrauen, dass sie gehört werden, ihre Erfahrungen nicht bagatellisiert werden und ihnen professionelle Hilfe angeboten wird. In den vergangenen Jahrzehnten wurde in Österreich ein professionelles Netz von Fachstellen und institutionellen Hilfeinrichtungen aufgebaut. Die Studie zeigt allerdings, dass der Zugang zu diesen Angeboten noch zu hochschwellig ist und hier Handlungsbedarf besteht. Auch wenn im Gewaltbereich bereits viel erreicht wurde, belegen die Statements der Mädchen im Workshop eindrucksvoll, dass es weiterhin einen großen Bedarf

an Sensibilisierungsarbeit und Informationsarbeit gibt, damit Mädchen und junge Frauen vor Gewalt geschützt und bei Gewalterfahrungen unterstützt werden können.

Autorin: DSA **Veronika Spannring:** Sozialarbeiterin, Erwachsenenbildnerin, Theaterpädagogin; Beraterin bei MAFALDA mit Schwerpunkt Gewalt und Gewaltprävention, Referentin in Workshops mit den Themen Gewaltprävention und Mädchenarbeit für Mädchen und Multiplikator_innen

Literatur

Jackson, Tim (2011): *Wohlstand ohne Wachstum. Leben und Wirtschaften in einer endlichen Welt.* Oekom: München

Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien (Hg.) (2011): *Gewalt in der Familie und im nahen sozialen Umfeld. Österreichische Prävalenzstudie zur Gewalt an Frauen und Männern.* Wien.

www.bmwfj.gv.at/Familie/Gewalt/Documents/Gewaltpraevalenz_final.pdf (2013-10-07)

Fokusgruppenbefragung zu Familienbildern, Beziehungen und Gewalt in Beziehungen

Nino Kaufmann

Die koje – Koordinationsbüro für Offene Jugendarbeit und Entwicklung hat am 2. November 2012 eine Fokusgruppenbefragung zu folgenden **Ausgangsfragen** durchgeführt:

- „Welche Familienbilder hast du?
- Wie möchtest du Beziehungen gestalten?
- Welche Unterstützung brauchst du in nicht gelingenden Beziehungen?
- Wie nimmst du Gewalt in Beziehungen wahr und wie kannst du diese Gewalt verhindern?
- Wie stellst du dir deine Zukunft vor?“

Unser Erkenntnisinteresse lautete: Welche Zukunftsvisionen haben unsere Besucher_innen hinsichtlich Familienformen und Beziehungsqualitäten? Wie begegnen sie möglicher Gewalt in Beziehungen?

Bei der Fokusgruppenbefragung werden sechs bis zehn Teilnehmer bzw. Teilnehmerinnen zu einer konkreten Fragestellung als Expert_innen ihrer eigenen Lebenswelt befragt. Die Fokusgruppe ist eine Methode der qualitativen Forschung. Die gewonnenen Erkenntnisse können dazu beitragen, Einrichtungsangebote an den Bedürfnissen der Zielgruppe auszurichten.

Planung und Ablauf

Unsere Zielgruppe waren Mädchen und Jungen im Alter von 14 bis 18 Jahren die mit Jugendarbeiter_innen der koje Mitgliedseinrichtungen in Beziehung standen und Interesse an der Auseinandersetzung mit dem Projektthema hatten. Das Projektteam bestand aus einer Expertin der qualitativen Forschung (Moderatorin), einem Mitarbeiter der koje, einer Assistentin für das Protokoll und einer Jugendarbeiterin.

Im ersten Schritt widmete sich das Projektteam der Erarbeitung und Ausdifferenzierung der Leitfragen für die Befragung anhand der Ausgangsfragen (siehe oben). Dann wurden die formulierten Leitfragen auf Verständlichkeit und Suggestionen geprüft. Wir hatten dabei die Hilfe von Jugendarbeiter_innen, die uns vor allem dabei assistierten, die Leitfragen jugendgerechter zu formulieren. Wichtig dabei ist, dass die Fragen möglichst neutral und offen formuliert sind, dass jeweils interessante Teilaspekte der Fragestellung beleuchtet werden und dass diese Leitfragen für die Teilnehmer_innen gut verständlich sind.

Unsere **Leitfragen** lauteten schließlich:

- Wie stellst du dir eine Familie vor? Wer gehört dazu?
- Was macht die Familie, wie lebt sie?
- Würdest du eine eigene Familie gründen wollen? Wenn Ja, wann möchtest du deine Familie gründen? Wenn Nein, warum nicht?
- Wie sieht deine partnerschaftliche Beziehung im Idealfall aus?
- Welche Rolle haben Kinder bei deinen Vorstellungen von Familie?
- Wo liegt für euch der Unterschied zwischen Streit und Gewalt? Wie zeigt sich Gewalt? Wo fängt aus deiner Sicht „Gewalt“ an?
- Angenommen in deiner Familie/deinen Freundschaften gäbe es in Zukunft eine Form von Gewalt, woran könntest du sie erkennen? Was würdest du tun um Gewalt zu verhindern?
- Welche Personen würdest du in Gewaltsituationen zu Hilfe holen? Familie, Partner_in, Freunde, Fachfrau/Fachmann, andere Personen.
- Stell dir vor, ein Freund/eine Freundin erlebt in seiner/ihrer Familie Gewalt. Welche Art der Hilfe würdest du dir für ihn/sie wünschen?
- Welche Zukunft würdest du dir für Kinder wünschen? Was wäre anders als heute?

Der Ablauf gliederte sich in Einstieg, (kreative) Biografiearbeit, Befragung, Abschlussrunde, Auszahlung der Aufwandsentschädigungen, Übergabe der Teilnahmebestätigungen und Ausklang. Dem Projektteam war es besonders



wichtig, die Rahmenbedingungen sowie die Erwartungshaltung gegenüber den interessierten Mädchen klar zu kommunizieren.

Ein Vorbereitungstreffen im Jugendzentrum diente dazu, alle beteiligten Personen kennen zu lernen. Dort konnten einige Fragen beantwortet werden. Für den Einstieg zur Fokusgruppenbefragung haben wir die Methode Photovoice genutzt. Beim Vorbereitungstreffen bekamen die Teilnehmerinnen deshalb die Aufgabe: „Bring´ bitte Fotos mit zur Fokusgruppenbefragung, auf denen du als Kind mit der Familie/Gemeinschaft zu sehen bist. Außerdem wenn möglich auch noch aktuelle Fotos, die dich mit der Familie/Gemeinschaft zeigen.“



Mit der Einstiegsfrage: „Welche Arten von Beziehung gibt es in deinem Leben?“ und den mitgebrachten Fotos bzw. Bildern der Mädchen entstanden rasch unterschiedliche Geschichten. Im kreativen Teil konnten die Mädchen sich gegenseitig auf einem großen Bogen Papier abzeichnen, sich selber ausschmücken und die eigene Geschichte mit (ihren) Fotos und Zeichnungen darstellen. Das kreative Gestalten stärkte das gegenseitige Vertrauen.



Anschließend stellte die Moderatorin den Teilnehmerinnen eine Leitfrage nach der anderen. Jede Teilnehmerin durfte hier soviel von sich einbringen wie sie wollte. Eine zweite Person assistierte, indem sie alle Wortmeldungen der Expert_innen dokumentierte. Zusätzlich wurde die Befragung noch mit einer Filmkamera festgehalten, was die Erstellung des Protokolls erleichterte. Die Gruppe arbeitete mit Fotos, Packpapier, Projektor, Filmkamera, Mikrofon, Stiften und Notebook. Abschließend bedankte sich die Moderatorin bei den Teilnehmerinnen für die aktive Teilnahme. Jede Expertin bekam zehn Euro für ihre Mitarbeit. Die Beantwortung unserer Fragen nahm rund zwei Stunden in Anspruch. Der Ausklang fand im Cafébereich statt, wo uns die Jugendarbeiterin erwartete. Das Treffen dauerte gesamt etwa drei Stunden. Alle Aussagen wurden später von der Expertin von *aha – Tipps und Infos für junge Leute* ausgewertet.

Blitzlichter aus der Befragung:

„...Menschen, mit denen man ein wichtiges Hobby/eine Leidenschaft teilt und die man aus diesem Grund regelmäßig trifft, können wie eine zweite Familie sein.“

Grundvoraussetzung für „die ideale Familie“ ist, dass es eine Bezugsperson gibt, mit der man über alles sprechen kann, die hinter einer/einem steht, vor allem auch dann, wenn es Streit mit der eigenen Mama oder mit dem Papa gibt. Dort wo die Eltern getrennt sind, wird vieles als „mühsam“, als „anstrengend“ für die alleinerziehende Mutter empfunden. Die Töchter versuchen ihre Mutter zu un-

terstützen. Der Vater wird vermisst, die Trauer über den Verlust wird beim Erzählen spürbar.

„Schule fertig und dann gleich heiraten – so wie das manche ja machen – das ist nix für mich!“

Ob die befragten Mädchen dann, wenn sie selbst Kinder haben, auch noch erwerbstätig sein wollen, darüber sind sie sich noch nicht im Klaren ... „eher schon“ sagten fast alle.

Gewalt und Gewalterfahrungen

Für die Mädchen gibt es drei Formen der Gewalt. Sie unterscheiden zwischen der körperlichen Gewalt, der verbalen Gewalt und sexualisierter Gewalt. Mit Gewalt in der Familie assoziieren die Mädchen am stärksten Gewalt an Kindern.

Bei Gewaltthemen würden sich die Mädchen in erster Linie an Vertrauenspersonen aus ihrem nächsten Umfeld wenden. Das sind entweder die Freundinnen oder auch jene Personen in der Familie, denen sie sich am liebsten anvertrauen (Schwestern, Tanten und Onkel). Gemeinsam mit Freundinnen oder der Vertrauensperson aus der Familie würden sie dann eine Beratung aufsuchen. Besondere Vertrauenspersonen für die Mädchen sind die Jugendarbeiter_innen. Bei Gewaltthemen in ihrem Freundeskreis würden sie sich in erster Linie an die Jugendarbeiter_innen wenden.

Als „Fachpersonen“ zur Unterstützung bei Gewalterfahrungen sind Polizei, Frauenhotline, Psychiater_in und Psycholog_in bekannt.

In Bezug auf die eigenen Kinder haben die befragten Mädchen folgende Vorstellungen und Wünsche: sie sollen gewaltfrei aufwachsen, Mitbestimmungsrechte bekommen, gehört und beachtet werden, Gerechtigkeit erfahren, in eigenen Entscheidungen unterstützt werden, was zu Essen haben, Naturerfahrungen machen statt nur mit dem Handy und dem Computer spielen und sich auch über kleine Geschenke freuen können.

„Man sollte gemeinsam lachen und weinen können und Hobbys oder Interessen teilen.“ So beschrieben die befragten Mädchen ihre Vorstellung von Familie und partnerschaftlicher Beziehung. Im Unterschied zu einem Freund sollte der Mann fürs Leben allerdings noch mehr Qualitäten mitbringen: „Bereit sein Verantwortung zu übernehmen, für gemeinsame Kinder zu sorgen. Versprechen halten und Verlässlichkeit.“



Reflexion

Hervorzuheben ist das vertrauensvolle Klima, das bei der Befragung entstand. Die Mädchen konnten sich darauf einlassen und Persönliches einbringen. Offensichtlich wirkte sich das entwickelte Angebot sehr positiv auf das Gelingen der Befragung aus. Die Einbettung in den Jugendtreffbetrieb, der Programmablauf, die abstimmdenden Gespräche mit den Jugendarbeiter_innen, das Vorbereitungstreffen, der Mädchenraum des Jugendzentrums, die Einstiegsübungen, die Moderatorin und ihre Assistentin, die finanzielle Honorierung sowie die im Nebenraum anwesende Jugendarbeiterin schafften ein vertrauensvolles Klima.

Alle Teilnehmerinnen haben sich mit den eigenen Beziehungen (Familie, Freund_innen und Bekannte) auseinandergesetzt. Die Mädchen hatten die Gelegenheit sich selbst inmitten ihrer Beziehungen darzustellen. Sie hatten Zeit, hinzusehen wo Gewalt in ihrem Leben vorkommt, wie sie unterschiedliche Gewaltformen erkennen können, wie sie dieser Gewalt begegnen, was sie ändern würden, und wie sie sich die eigene Zukunft wünschen.

Die Fokusgruppe schaffte Raum, indem die teilnehmenden Mädchen ihre Meinungen und Wünsche zu unseren Fragen aussprechen konnten. Ihnen wurde aufmerksam zugehört, sie wurden als Expertinnen ihrer Lebenswelt anerkannt. Das Projektteam erhielt Einblicke in die Beziehungsgestaltung der Mädchen.

Einige Mädchen forderten, dass sich die „Jungs“ im Treff ebenfalls mit den Projektfragen auseinandersetzen sollten, und das sagten sie ihnen später auch.

Fokusgruppenbefragungen können neue Blickwinkel für alle Beteiligten eröffnen. Die gewonnenen Erkenntnisse können (sehr oft) direkt in die Angebotsentwicklung der Einrichtung einfließen. Es lohnt sich daher, personelle sowie finanzielle Ressourcen für die Erhebung der Expertise der eigenen Zielgruppe(n) einzusetzen.

Ausblick

Im Rahmen der koje Mitgliederbetreuung, Arbeitsgruppentreffen und Vernetzungstreffen wollen wir interessierten Praktiker_innen die angewendeten Methoden näher bringen und unterstützen gerne bei der Einbettung und Weiterbearbeitung der gewonnenen Erkenntnisse. *Aha – Tipps & Infos für junge Leute* bietet professionelle Unterstützung in der Konzipierung, Durchführung und Auswertung der partizipativen Forschungsmethoden.



Autor: Nino Kaufmann: Jahrgang 1977; dipl. Sozialpädagoge; in der Koje tätig im Fachbereich Mitgliederbetreuung, geschlechtergerechte Buben- und Jungenarbeit, interkulturelle Jugendarbeit, mobile Jugendarbeit.

Emmi

Emmi, 11

Aus einem MAFALDA-Mädchenprojekt.

Welche unterschiedlichen Familienformen kennst du?

Es gibt Patchwork-Familien, alleinerziehende Frauen, Großfamilien – alle in einem Haus, Pflegefamilien, Adoptivfamilien, gleichgeschlechtliche Beziehung mit Kindern, ...

Partizipative Forschungsmethoden – eine Chance für gemeinsame Entwicklungsprozesse

Annette Bernhard

Als partizipative Forschungsmethode hat die Fokusgruppe *vermittelnden* Charakter (Lamnek, 2005, S.29). Im Gegensatz zur *ermittelnden* Form steht nicht rein das Erheben von neuem Wissen über die Lebenswelt der Betroffenen im Vordergrund, sondern die befragten Personen werden zu Dialogpartner_innen, die sich durch das gemeinsame Erforschen ihrer Lebensrealität in einen Prozess der Sensibilisierung bis hin zur Bewusstseins- und/oder Verhaltensänderung begeben.

Aus dieser Perspektive wird ein gemeinsames Ziel Offener Jugendarbeit und partizipativer Forschung sichtbar: Durch ein Einbeziehen und ein an den Stärken-Ansetzen haben betroffene Jugendliche die Möglichkeit, sich mit bestimmten Themen ihrer aktuellen Lebensrealität auseinanderzusetzen und dadurch ein „kritisches Bewusstsein“ zu erlangen.

Allerdings fordert partizipative Forschung ein gewisses Maß an Flexibilität sowohl auf Seiten der Forschenden wie auch auf Seiten der Praktiker_innen, um optimal auf die Bedürfnisse der jugendlichen Dialogpartner_innen eingehen zu können. So z.B. tritt durch die Beteiligung junger Menschen an die Stelle eines klaren linearen Forschungsdesigns ein offener Prozess. Auch bei der eben beschriebenen Fokusgruppe zum Thema „Gewalt in der Familie“ haben die befragten Mädchen im Anschluss selbstbestimmt und eigenständig einen Austausch mit den Bur-

schen des Jugendzentrums zu diesem Thema gewünscht. Hier wird die aktivierende Wirkung von partizipativen Forschungsmethoden konkret. Damit öffnen sich im Handlungsfeld der Jugendarbeit generell Chancen, Themen aufzugreifen und an Themen weiterzuarbeiten.

Fragen im Vorfeld

Vor der Planung partizipativer Forschungsmethoden wie Fokusgruppe oder Photovoice ist es wichtig, sich über grundlegende Fragen auszutauschen, um eine gute Basis für einen aus Sicht aller Beteiligten gelingenden Prozess zu schaffen. Solche Fragen wären z.B.: Welche Auseinandersetzung mit dem Thema hat bei den Jugendlichen schon stattgefunden? Wo stehen sie im Prozess und wo kann man sich begegnen? Was ist das Ziel der Auseinandersetzung mit dem Thema aus der Perspektive der Praktiker_innen, aus der Perspektive der beteiligten Jugendlichen und welches Erkenntnisinteresse haben die Forscher_innen? Gibt es genügend Freiraum (zeitlich wie finanziell) für Prozesse? Gerade die Methode Photovoice verlangt eine gewisse Vorlaufzeit.

Spannend an der partizipativen Forschung ist die Überwindung der Differenz zwischen der akademischen Weltsicht und der Weltsicht der (jugendlichen) Forschungspartner_innen.

Hilfreich ist dabei die Neugier „auf das, was die andere Seite kann und weiß und was man von ihr lernen kann“ (Bergold/ Thomas, 2012). Mit dieser offenen Herangehensweise haben partizipative Forschungsmethoden eine gute Chance, zu einer Win-Win-Situation für alle Beteiligten zu werden.

Autorin: Mag.^a **Annette Bernhard**, Studium der Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der Uni Wien, Mitarbeiterin bei aha – Tipps & Infos für junge Leute, Vorarlberg. Bereich: Forschung & Entwicklung. Arbeitsschwerpunkte: Jugendbeteiligung, Genderthemen, Informationskompetenz, Risikokompetenz.
Kontakt: annette.bernhard@aha.or.at

Literatur

Lamnek, Siegfried (2005): *Gruppendiskussion. Theorie und Praxis*. Beltz: Weinheim und Basel

Bergold, Jarg / **Thomas**, Stefan (2012): *Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung*. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 13(1), Art. 30. www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1801/3332 (2013-06-03)

Queere* Räume in der Mädchenarbeit schaffen

Brigitte Stadelmann

Mädchen sein und gleichgeschlechtlich empfinden ist keine einfache Angelegenheit.

Als lesbisches Mädchen komme ich in den Rollenbildern, die mir in der Schule, in der Freizeit und über die Politik zur Verfügung gestellt werden, gar nicht vor. Auch die Medien bieten mir nicht sehr viel Identifikationsraum an. Ist von Homosexualität die Rede, dann von der „Schwulenehe“, vom „Schwulenhass“, von der „Schwulenparade“. Mediale gleichgeschlechtliche Liebe scheint vorwiegend schwul zu sein. Ich bewege mich also in einem Nicht-Raum. Das was ich bin, ist nicht wirklich sichtbar, kommt nicht vor, es gibt kaum Identifikationsmodelle für mich.

Kommt Homosexualität zur Sprache, folgt meist eine Abwertung, die oft nicht sanktioniert wird von den Erwachsenen, die in meinem Leben präsent sind.

Es braucht viel Stärke, mich unbeschadet durch eine heteronormativ, homophob, transphob und sexistisch geprägte Lebenswelt zu kämpfen und zusätzlich noch meiner Pubertät gerecht zu werden: mich auszuprobieren, mich zu orientieren, Standpunkte einzunehmen, mir ein Leben für mich auszudenken.

Queere Räume in der Mädchenarbeit / Jugendarbeit

„Es sollte zunächst einmal klar sein, dass lesbisch Sein, wie auch männliche Homosexualität eine Verhaltenskategorie ist, die nur in einer sexistischen Gesellschaft, charakterisiert durch starre Geschlechterrollen und männliche Vorherrschaft,

möglich ist. (...) Homosexualität ist das Nebenprodukt einer bestimmten Rollenverteilung (oder anerkannter Verhaltensmuster), die auf dem Geschlecht basiert.“ (Radicalesbians 1975, zit. nach Klapeer)

Wenn sich feministische Mädchenarbeit und antisexistische Jungenarbeit als gewaltfreier Raum, als politischer Raum, der Ungleichheiten sichtbar macht und bekämpft, versteht, kommt sie nicht umhin, die oben zitierten Kategorien in Frage zu stellen und damit Identifikationsräume zu schaffen und zu erweitern.

Dies tatsächlich zu tun, beinhaltet auch heteronormativ-kritisch zu sein. Das heißt einerseits, nicht von heterosexuell orientierten Jugendlichen als Norm auszugehen und andererseits, sich mit dem Paradox auseinanderzusetzen, sich auf Kategorien wie „Mädchen“ und „Junge“ zu beziehen, sie aber gleichzeitig in Frage zu stellen. Eine dementsprechend dekonstruktivistische Perspektive schaffen/bieten queere Räume. Queere Räume verneinen die Kategorien „Mädchen“ und „Junge“, homosexuell, heterosexuell nicht, sondern nehmen ihnen die Selbstverständlichkeit und wollen sie neu bewerten.

Wie wir queere Räume schaffen

Um langfristig queere Räume in der Jugendarbeit zu schaffen, muss die primäre Raumerweiterung in den Köpfen der Menschen stattfinden – vor allem bei denjenigen, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten. Es gilt die Kategorien Geschlecht und Heterosexualität zu hinterfragen – auf der theoretischen sowie auf der persönlichen Ebene. Das heißt, in einem selbstreflexiven Prozess das Selbstverständliche zu hinterfragen und sich über die eigene geschlechtliche Sozialisation und die eigenen Vorstellungen von Geschlecht und Identität bewusst zu werden. Daneben braucht es heteronormativitäts-kritisches Wissen, um Angebote jenseits von Geschlechterkategorien, um queere Angebote und Räume überhaupt schaffen zu können. Fort- und Weiterbildung zu Queer theoretischen Themen und ein fachlicher Austausch müssen gewährleistet sein. Wissen zu diesen Themen sollte zu den Grundkompetenzen von Jugendarbeiter_innen gehören.

Und es braucht einen klaren Auftrag seitens der Leitung, da ein Zugang zu diesem Thema nicht selbstverständlich ist.

Anregungen zu queeren Räumen

Vielfältige Lebensweisen werden sichtbar, wenn Jugendarbeiter_innen in ihrer Wahrnehmung und Kommunikation auch „vielfältig“ sind. In einem Gespräch zum Thema Beziehung kann sich das so anhören: „Wie stellst du dir denn das Leben mit deiner Freundin oder deinem Freund in einer Großstadt vor?“



Wir eröffnen queere Räume über unsere Sprache, wenn wir Heterosexualität nicht automatisch voraussetzen, wenn wir mit Mädchen, Jungen und transidenten Jugendlichen kommunizieren.

Um die Heteronormativität in der Arbeit mit Jugendlichen zu überwinden, ist neben der Sensibilität gegenüber sexistischen Grenzüberschreitungen eine klare Positionierung gegen homophobe und transphobe Äußerungen und Diskriminierung von homo-, bissexuellen oder queeren Lebensweisen grundlegend. Diese gegebenenfalls auch zu sanktionieren ist notwendig, um klare Zeichen zu setzen.

Queere Räume in den Angeboten schaffen wir außerdem, indem wir Methoden wählen, die allen sexuellen Orientierungen und Identitäten gerecht werden und vielfältige Lebensweisen abbilden. Workshops zu den Themen Sexualität, Beziehung, Lebensmodelle, Geschlecht und Gewalt sollten die Vielfalt gleichberechtigt darstellen und nicht als etwas Besonderes, als das Andere.

Neben dem ideellen Raum gilt es auch den realen Raum zu besetzen und somit lesbische, transidente und schwule Lebenswelten sichtbar zu machen. Dies kann durch das Auflegen und Aufhängen von Zeitschriften, Flyern und Postern mit queeren Inhalten geschehen sowie über die Weitergabe von Informationen über Anlauf- und Beratungsstellen. Der Regenbogen, der als Zeichen für Vielfalt steht, kann an der Eingangstüre darauf aufmerksam machen, dass sich dieser Raum auch als queerer Raum versteht.

Queere Räume in der Jugendarbeit zu erschließen bedeutet struktureller, psychischer und physischer Gewalt und Benachteiligung entgegenzuwirken. Besonders wichtig aber sind queere Räume in der Mädchenarbeit, da lesbische Mädchen gegen eine mehrfache Unsichtbarkeit und Ungleichbehandlung antreten müssen.

* Der Begriff **Queer** wurde entgegen dem schimpfwörtlichen Alltagsgebrauch als positive Eigenbezeichnung von „sexual and gender outlaws“ positiv angeeignet und etablierte sich seit Mitte/Ende der 1980er Jahre als Bezeichnung für einen besonderen politischen Aktivismus – die **Queer Politics** – und einer wissenschaftlichen bzw. theoretischen Denkrichtung – der **Queer Theory**.

Autorin: Brigitte Stadelmann: Sozialarbeiterin und Mitarbeiterin des Vereins Amazone mit dem Arbeitsschwerpunkt Gewaltprävention. Der Verein Amazone fokussiert die Vision der Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit über die Zugänge Bildung und Förderung in den drei Handlungssäulen Mädchenzentrum, Mädchenberatung und der Fachstelle für Gender. Sie ist außerdem auch Mitarbeiterin beim Verein GoWest, Anlauf- und Beratungsstelle für Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgenderpersonen und dort im Projekt out@school tätig, welches Workshops an Schulen zu den Themen gleichgeschlechtliche Liebe anbietet und sich gegen Homophobie stark macht.

Mehr dazu unter: www.amazone.or.at

Literatur

Klapeer, Christine M. (o.J.): *Queer Theory – Heteronormativitätskritiken als Anknüpfungspunkte an eine feministische Theorie und Praxis*. www.uibk.ac.at/leopoldine/gender-studies/veranstaltungen/archiv/wise_05_06/downloads/rv_klapeer.ppt (2013-10-30)

Kinder und Jugendliche als Dolmetscher_innen

Kim Carrington

„Ich mache es, weil ich die Einzige bin, die es machen kann. Ich bin die Einzige in meiner Familie, die sich in meiner Sprache und in Deutsch zugleich verständigen kann. Ich bin der Schlüssel für wichtige Sachen, die meine Familie braucht.“
(Arjana, 24)

Kinder von Migrant_innen erbringen häufig Dienstleistungen in ihren Familien, die einzigartig für Migrant_innenfamilien sind. Durch den Schulbesuch werden Kinder mit Migrationshintergrund intensiv der deutschen Sprache ausgesetzt, und in der Regel erlernen sie die Sprache relativ schnell. In der Folge agieren sie oft als Dolmetscher_innen oder Vermittler_innen für ihre Familien.

Ihre Übersetzungsaktivitäten weisen ein Spektrum an Erfahrungen auf, wobei diese jungen Dolmetscher_innen eine große Verantwortung auf sich nehmen: Sie führen Telefonate, vereinbaren Termine und helfen in alltäglichen Begegnungen. Allerdings sind sie dadurch oft auch mit intimen und belastenden Dingen ihrer Eltern konfrontiert. Kinder und Jugendliche als Dolmetscher_innen haben Zugang zu sensiblen Informationen: Sorgen, Stress und Entscheidungen, vor denen die meisten Eltern ihre Kinder abzuschirmen versuchen, werden aufgrund von fehlenden Alternativen mit Hilfe dieser Kinder bewältigt. Junge Dolmetscher_innen begleiten ihre Eltern zu Behörden, sie werden zur Abwicklung von rechtlichen Fragen (Bankgeschäften, Aufenthaltsgenehmigungen, Bewilligungen usw.)

herangezogen. Sie müssen zu medizinischen (Versorge-)Untersuchungen mitgehen, um die Details der Krankheit/en ihrer Eltern zu übersetzen, wobei es nicht nur darum geht, woran der Elternteil leidet, sondern die Kinder/Jugendlichen übernehmen eine zentrale Rolle, indem sie aktive Teilnehmer_innen an der Präsentation von Gesundheitsinformationen sind und an gesundheitsbezogenen Entscheidungen beteiligt werden.

Weiters lesen und interpretieren junge Dolmetscher_innen Texte, wie beispielsweise Briefe oder Nachrichten von der Schule oder von anderen Behörden, und sie unterstützen ihre Familien beim Ausfüllen von diversen Formularen, die häufig sehr komplex sind, was bei den Kindern und Jugendlichen Stress und Verantwortungsdruck verursachen kann.

Die Sprachkompetenzen von jungen Migrant_innen werden weit über das Dolmetschen oder Interpretieren hinaus eingesetzt: Sie sind auch „Lehrer_innen“ für ihre Eltern und Geschwister und Mediator_innen für ihre Familienmitglieder. Manchmal übernehmen sie notgedrungen elterliche Aufgaben für jüngere Geschwister und nehmen an elterlichen Entscheidungen teil.

Die folgenden Texte sind Auszüge aus einem Gespräch mit Dr.ⁱⁿ Luzenir Caixeta, Koordinatorin und Beraterin beim Verein *maiz*¹, Mag.^a Kim Carrington, Mitarbeiterin in Frauen- und Jugendprojekten beim Verein *maiz* und fünf jungen Erwachsenen über ihre Rolle als Dolmetscher_innen in ihren Herkunftsfamilien.

Gesprächsteilnehmer_innen²:

Cécile (21), Karim (19), Adam (25): in Österreich geboren

Arjana (24) und Isaac (20): mit 14 Jahren nach Österreich gekommen

Der Beginn einer Dolmetscher_innenkarriere

Luzenir: *In welchem Alter habt ihr begonnen zu übersetzen?*

Karim: Schon mit acht Jahren.

Alle: Im Volksschulalter.

Karim: Am Anfang musste ich nur Haarfarbe kaufen!

Luzenir: *Für diejenige, die mit acht begonnen haben: habt ihr das am Anfang als völlig normal angesehen?*

Alle: Ja, schon.

Luzenir: *Gab es ein Alter, in dem ihr das nicht mehr als normal angesehen habt?*

Arjana: Am Anfang ist das immer normal und dann irgendwann geht es extrem auf die Nerven.

Cécile: Ich habe das nie als normal empfunden. Ich habe immer zu meinen Eltern gesagt: „Lernt Deutsch!“ Ich habe keinen Bock. Sie [die Eltern] wollen, dass die Kinder die Muttersprache perfekt können und Deutsch auch, aber sie wollen selber Deutsch irgendwie nicht lernen, weil sie einfach zu faul sind... oder zu beschäftigt.

Hohe Verantwortung und Stress

Luzenir: *Vielleicht könnt ihr euch erinnern: gab es irgendwelche Situationen, in denen ihr einen Übersetzungsdienst gemacht habt und irgendwie ist es schief gegangen? Und die Eltern euch dann die Schuld dafür gegeben haben? Also, wie zum Beispiel „sicher hast DU da etwas nicht richtig übersetzt, weil das so-und-so ausgegangen ist.“*

Isaac: Ich war beim Arzt mit meiner Mutter und sie hat immer versucht dazwischen zu reden, obwohl sie sich nicht ausgekannt hat.

Arjana: Ja, das passiert öfters!

Kim: *Sie wollte sich in ihre eigenen Angelegenheiten „einmischen“?*

Isaac: Ja, genau. Also, ich habe quasi für sie gesprochen und sie hat mitgesprochen.

Kim: *Wie ist es dir gegangen?*

Isaac: Es war nervig und überfordernd zugleich!

Cécile: Ja! Meine Mutter beim Finanzamt! Meine Mutter hat meine Schulbesuchsbestätigung gebraucht und da war ich dann mit ihr beim Finanzamt. Aber die Frau beim Schalter hat die Bestätigung nicht akzeptiert, weil ich schon über 18 war damals. Sie hat gesagt, dass ich kein Kindergeld³ mehr bekomme. Dann hat meine Mutter gesagt: „Wieso kriegst du kein Kindergeld?! Was hast du gemacht?!“ Ich habe ihr geantwortet: „Ich kann nichts dafür, es ist so mit Kindergeld.“ Sie sagte: „Nein, was hast du zu ihr gesagt?!“

[...] Ich habe meine Wut nicht heraus gelassen, war nicht sauer auf sie, weil, ich habe mir gedacht, sie hat es einfach falsch verstanden. Aber ich habe ihr nicht erklären können warum, weil das wäre zu kompliziert gewesen. Sie hätte das eh nicht gecheckt. Sie hat einfach nicht verstanden, um was es gegangen ist.

Kim: *Ihr habt jetzt darüber gesprochen, dass das Übersetzen manchmal stressig sein kann. Das Wort „nerven“ ist oft gefallen. Habt ihr je Gedanken gehabt, wie: „Das will ich nicht mehr. Es ist zu viel Druck!“?*

Karim: Briefe. Ich muss jeden Brief, den wir kriegen, übersetzen.

Adam: Ich auch. Das muss man machen. Irgendwann akzeptierte ich es, das ist einfach so.

Karim: Oder sie kriegt Tabletten verschrieben, zum Beispiel drei Stück, sie weiß, um was es geht, aber sie braucht nochmals die Bestätigung, ob das stimmt. Sie

fragt: „Für was ist das?“ und da steht eh drauf „für Halsschmerzen“.

Cécile: Aber wir verwöhnen unsere Eltern zu sehr. Wir nehmen ihnen die ganze Arbeit ab. Wie einem Baby. Und deswegen sage ich voll oft zu meiner Mutter: „Geh' alleine zum Finanzamt oder zum Arzt.“

Adam: Ja, stimmt.

Schwierigkeiten beim Übersetzen

Kinder und Jugendliche fühlen sich häufig unter Druck gesetzt, die richtigen Worte zu finden, um die Bedürfnisse der Eltern angemessen auszudrücken. Wenn die jungen Dolmetscher_innen nicht in der Lage sind, die richtigen Worte zu finden, sind die Eltern oft frustriert. Es ist ein großer Unterschied darin, die Sprache zu sprechen und in der Lage zu sein, tatsächlich zu interpretieren bzw. zu übersetzen. Mit der Zeit und durch Erfahrung lernen und entwickeln die Kinder und Jugendlichen diese Fähigkeit.

Arjana: Ich habe schon Erfahrungen, und zwar sind es mehrere. Wenn ich etwas übersetze auf Albanisch ist es so: die Umstellung von Deutsch auf Albanisch ist ziemlich schwer und da brauche ich meistens ein bisschen länger, dass ich was übersetze. Dann sage ich zwischendurch irgendwas anderes auch und dann sage ich: „Nein doch nicht so“ und sie [die Eltern] beschwerten sich dann: „Na. Du kannst nicht einmal Deutsch sprechen! Und du willst mir irgendwas erklären oder was?!“

Adam: Das sagt meine [Mutter] auch immer! Sie sagt: „Ich habe mir gedacht, du kannst Deutsch!?“

[Alle lachen.]

Arjana: Oder: „So wenig kannst du also Deutsch! Was hast du die ganze Zeit in der Schule gemacht?!“

Cécile: Einmal habe ich sie einfach stehen lassen und bin gegangen.

Arjana: Nervt voll. Oder?

Alle: Ja.

Arjana: Es ist ziemlich anstrengend.

Karim: Beim Arzt. Sie [meine Mutter] sagt mir irgendeine Krankheit und ich weiß nicht, wie ich es auf Deutsch sagen soll. Dann überlege ich und sie sagt gleich: „Hey, rede! Frag' ihn!“ Ich antworte, dass ich überlege. Sie sagt aber: „Du redest nicht einmal! Ich nehme dich nicht mehr mit!“. Ja! Nimm' mich BITTE nicht mehr mit!!!

Kim: *Adam, du hast vorher erwähnt, dass es stressig war, wenn du beispielsweise die Nebenwirkungen von Medikamenten übersetzten musstest. Ist das irgendwann schief ausgegangen?*

Arjana: Es sind Wörter, von denen man gar nicht weiß, was sie bedeuten. Ach, das ist so anstrengend!

Adam: Das ist eine heikle Geschichte, aber da ist nichts passiert. Ich musste die Sachen zehn Mal lesen.

Reaktionen von medizinischem Personal

Kim: *Wie wird euch begegnet von Ärzt_innen und medizinischem Personal, wenn ihr zum Übersetzen dabei seid?*

Cécile: Letztens im Krankenhaus war mein Neffe dort, weil er eine Verletzung gehabt hat. Ich war dort in der Kinderklinikambulanz und die Ärztin hat mich in einem übertrieben klaren, aber herabwürdigenden Ton gefragt: „Wieso sind Sie hier?“

Es gibt da so Bildschirme [im Warteraum] und auf einmal steht ein Text darauf: „Migrant_innen sind meistens zu wenig informiert. Gewisse Verletzungen bei Kindern sind nicht so arg, dass man deswegen extra die Kinderklinik aufsuchen muss.“ Es ist die ganze Zeit durchgelaufen. Was soll das?!

[...] Ich war so schockiert von der Ärztin. Man nimmt das an, dass gebildete Menschen, die studiert haben, auch eine gewisse Intelligenz haben, aber ...

Machtverhältnisse und Spannungen

In Migrant_innenfamilien werden die traditionelle Rollen von Eltern und Kindern und Jugendlichen öfters getauscht. Junge Dolmetscher_innen können ein hohes Maß an Kontrolle in ihren Familien ausüben und sind oft in einer Position, die Autorität ihrer Eltern zu untergraben. Weiters können Kinder teilweise ungeduldig und wütend mit ihren Eltern sein. Einige der Kinder und Jugendlichen, die für ihre Eltern übersetzen, denken, sie können sie rügen.

Kim: *Habt ihr manchmal das Gefühl, dass ihr euch besser auskennt als eure Eltern, obwohl sie eure Eltern sind, die mehr Lebenserfahrung haben?*

Alle: Sehr oft!

Kim: *Oft wird die Beherrschung der Sprache mit dem Niveau der Intelligenz gleichgestellt. Wie seht ihr das? Denkt ihr manchmal: „Ich kenne die Sprache, also du kannst mir nicht sagen wo es langgeht!“*

[Zustimmung in der Runde]

Luzenir: *Glaut ihr, dass es eine Art Ko-Abhängigkeit gibt, da die Eltern von euch sprachlich abhängig sind? Ihr wollt schon unabhängig von den Eltern sein, aber die sind von euch abhängig?*

Cécile: Ja. Ich sage immer zu meiner Mutter: „Lies' deine Bücher allein. Versuch'

selber zu verstehen.“ Weil irgendwann werden wir auch nicht mehr daheim sein. Meine kleinen Geschwister sind komplett anders. Sie sind nicht abhängig von meinen Eltern. Sie wollen auch nicht die ganze Zeit irgendwelche Briefe für meine Eltern übersetzen.

Arjana: Ja, aber ich finde das irgendwie auch gar nicht so schlecht. Wenn man daran denkt, was sie [die Eltern] mit uns alles durchgemacht haben. Wir waren auch einmal von ihnen abhängig. Und jetzt, wo wir den Status haben, dass wir nicht mehr von ihnen abhängig sind, finde ich es schon in Ordnung, dass wir auch die Hilfe zurückgeben oder anbieten auf eine Art, es muss nicht das Gleiche sein.

Cécile: Aber sie müssen versuchen ...

Arjana: Aber sie haben eh alles selber gemacht. Aber es gibt auch Sachen, die sie einfach nicht können. Es ist nicht so, dass sie den ganzen Tag sagen: „He, mache das ... ich kann das nicht ...“. Es soll ein Verständnis geben. Es ist eigentlich selbstverständlich.

Kim: *Wie gehen die Eltern damit um, dass sie von euch abhängig sind?*

Arjana: Es ist nicht gut für sie. Irgendwie macht sie das auch so hilflos. Und je hilfloser sie sind, desto mehr geben sie dir die Schuld für Sachen, für die du eigentlich nichts kannst. Sie schreien dich an oder sonst was. Aber es ist irgendwo auch verständlich, weil ... ich weiß, dass ich in einer Lage bin, wo ich abhängig von irgendwem bin und ich kann das einfach nicht mehr selber machen, und bis gestern habe ich das machen können, dann finde ich das schon gerechtfertigt, wenn sie so reagieren.

Adam: Meine Mama findet es gemütlich.

Isaac: Mein Vater liest es zuerst selber und dann gibt er es mir.

Arjana: Ich habe meinen Eltern das Google Translate gezeigt. Ich habe ihnen gezeigt, wie man das macht. Wörter, die sie nicht verstehen, können sie dann eingeben.

Luzenir: *Das ist eine interessante Strategie, diese Abhängigkeit kleiner zu machen!*

Die Nachfrage nach professioneller Sprachunterstützung

Die jungen Menschen sind durchaus informiert über das Sprachangebot in den Einrichtungen. Sie sind sich aber gleichzeitig bewusst, dass nicht alle Sprachen abgedeckt sind und dass das Angebot bei weitem nicht ausreichend ist.

Kim: *Habt ihr euch je einen Übersetzungsdienst im Krankenhaus gewünscht? Habt ihr euch je gewünscht, dass es eine solche Leistung geben würde?*

Isaac: Das gibt es eh.

Cécile: Aber eher auf Türkisch, Jugo, Albanisch ...

Arjana: Albanisch gibt es nicht.

Isaac: Ich weiß nicht, wie das heißt, aber da gehen sie immer hin, wenn sie irgendetwas brauchen, zum Beispiel, wenn man zum Gericht gehen muss und eine Übersetzung braucht, da gibt es Leute, die dann zum Übersetzen mitgehen.

Cécile: Es ist aber nur gezielt für gewisse Migrant_innengruppen. Es ist nicht alles abgedeckt. Es gibt keine asiatischen Sprachen oder für jemanden, der aus Lateinamerika kommt. Oder für Menschen aus dem Nahen Osten. Es ist zu wenig abgedeckt.

Kim: *Was ist mit Infomaterial?*

Arjana: Ja, im Krankenhaus gibt es zum Beispiel Formulare auf Türkisch, Bosnisch, Englisch und auf Deutsch.

Adam: Russisch gibt es auch.

Cécile: Und was ist mit den Leuten, die Chinesisch oder Arabisch sprechen?

Arjana: Ha! Österreich ist nicht so vielfältig!

Diesen jungen Menschen ist sehr bewusst, was die Sprache für eine Macht ist. In vielen Fällen entscheiden sie bewusst, ob und wann sie ihre Sprachfähigkeiten zum Einsatz bringen. In gewissen Situationen geben sie nicht zu, dass sie eine bestimmte Sprache können. Es schützt sie und gleichzeitig verleiht es ihnen Macht: „Wenn man die Sprache kennt, ist man irgendwie nicht verwundbar, wenn man woanders ist.“ (Cécile, 21)

In Österreich ist die herrschende Denkweise Migrant_innen gegenüber defizitorientiert geprägt.

Damit ist der Fokus auf den Mangel der deutschen Sprachkenntnisse gerichtet; gleichzeitig kommt es zu einer Nichtwahrnehmung der Kompetenzen, die die jungen Dolmetscher_innen entwickeln. Es geht nicht bloß um wortwörtliche Übersetzungen, sondern diese Kinder und Jugendlichen sind herausgefordert durch die Aufgabe, zwischen zwei Sprachen zu jonglieren: Sie übersetzen Gedanken und Ideen in Echtzeit in leicht verständlicher Weise. Die Rolle der Kinder und Jugendlichen als Dolmetscher_innen ist wichtig und notwendig. Sie tragen wesentlich zum Überleben ihrer Familien bei. Trotz der Schwierigkeiten und Belastungen, die damit verbunden sind, sehen diese jungen Menschen es als ihren Beitrag zur Familie an, zu übersetzen; das wird als selbstverständlich betrachtet. Diese Situation ist allerdings für Behörden, das Gesundheitswesen, etc. zur Selbstverständlichkeit geworden. So lange junge Migrant_innen als Dolmetscher_innen herangezogen werden, ist es für Behörden, das Gesundheitswesen, etc. einfach, sich der eigenen Verantwortung zu entziehen. Es bedarf anderer

Lösungen, um die Last von diesen Kindern und Jugendlichen zu nehmen sowie Möglichkeiten zu schaffen, die jungen Dolmetscher_innen zu unterstützen, wenn diese Last zu viel wird.

- 1 Verein maiz ist ein unabhängiger Verein mit dem Ziel, die Lebens- und Arbeitssituation von Migrantinnen in Österreich zu verbessern und ihre Partizipationsbedingungen zu fördern. Weitere Informationen über den Verein maiz befindet sich im Anhang dieses Readers.
- 2 Die Namen der Gesprächsteilnehmer_innen sind geändert, um ihre Anonymität zu bewahren.
- 3 Wahrscheinlich ist hier die Familienbeihilfe gemeint und nicht das Kinderbetreuungsgeld, da dieses nur in den ersten drei Lebensjahren ausbezahlt wird.

Autorin: Mag.^a **Kim Carrington:** B.A. in Volkswirtschaft in Kanada, Studium Sozial Management an der FH Linz. Arbeitet seit 10 Jahren beim Verein maiz – Autonomes Zentrum von & für Migrantinnen in den Bereichen Projektkoordination, als Lehrerin im Bereich Jugend- und Frauenbildung sowie im Rahmen des medienpädagogischen Aktionsforschungsprojektes Self-defenceIT. Sie leitet derzeit das PreQual Projekt – Qualifizierung zum Einstieg in Gesundheits- und Pflegeberufe für Migrantinnen bei maiz.

Zukunftsperspektiven Jugendlicher in prekären Situationen

Gabriela Schroffenegger

Fragestellung und Zielgruppen

Zur Fragestellung „Was denken Jugendliche über die Bedeutung und das Gelingen von Gemeinschaft, Beziehungen, Freundschaften und Familie?“ haben wir uns als Zielgruppe Jugendliche ausgesucht, die als Mediator_innen an Schulen mit Gewalt zu tun haben. Außerdem Jugendliche in prekären Situationen sowie Multiplikator_innen, die mit ihnen arbeiten. Bei der zweiten Gruppe von Jugendlichen handelt es sich um Mädchen und Burschen im Alter von 12 bis 16 Jahren, die die Gewaltverhältnisse zu Hause nicht mehr aushalten und weggehen. Die Einrichtung, die diese Jugendlichen betreut, besteht aus einer Tagesstätte, Beratungsbüros und 10 Zimmern, die den Jugendlichen als Wohnort zur Verfügung gestellt werden. Die Zimmer sind laufend belegt und es müssen Wartelisten geführt werden. Die Jugendlichen, die auf der Warteliste stehen, werden aber bereits ambulant betreut. Vorrangig geht es um Existenzsicherung im Sinne einer Grundsicherung, den Bezug der Kinderbeihilfe oder des Arbeitslosengeldes und um die Unterkunft. Anschließend weitet sich die Hilfestellung auf Arbeitsplatz, Lehrplatz oder Schulplatz aus.

Methode und Vorgehensweise:

Als Methode wählten wir das persönliche Interview an Hand eines Leitfadens mit zugleich großer Freiheit der Interviewten, alles anzusprechen, was ihnen wichtig war.

Themenzentrierte Leitfaden-Interviews sind eine qualitative Methode, um tiefere Einsichten zu gewinnen, die im Zusammenhang der jeweiligen Lebenswelten des_r Interviewten erschlossen und hinterfragt werden. Der Leitfaden orientiert sich an den aus Vorwissen und vorhandener Literatur gewonnenen Thesen sowie an Fragestellungen, die sich aus dem Forschungsinteresse ergeben. Die Auswahl der Interviewpartner_innen – einerseits Jugendliche, andererseits Multiplikator_innen, die mit der Zielgruppe Jugendliche arbeiten – stellt sicher, dass der Themenbereich von mehreren (in diesem Fall zwei Seiten) beleuchtet wird.

Die Auswertung der Interviews erfolgt auf Basis der sozialwissenschaftlich fundierten Grounded Theory. „Eine ‚Grounded‘ Theory ist eine gegenstandsverankerte Theorie, die induktiv aus der Untersuchung des Phänomens abgeleitet wird“ (Strauss / Corbin, 1996, S. 7). Am Beginn des Forschungsprozesses wird dessen Gegenstandsbereich abgesteckt. Im Verlauf der Datengewinnung (Recherche, Interviews) erfolgt ein kontinuierliches Hypothesen-Bilden und Überprüfen dieser Hypothesen an den weiterhin gewonnenen Daten. Die Grounded Theory arbeitet mit analytischen und interpretativen Verfahren zur Konzeptualisierung von Daten, um zu Befunden (oder Theorien) zu gelangen. Das heißt, Ergebnisse eines Interviews können zu veränderten Fragestellungen im nächsten Interview führen, da die Antworten des_r ersten Interviewpartners_in in die Weiterentwicklung der Theorie eingebunden werden. Die Betroffenen bestimmen damit Richtung und Schwerpunkt der Forschung. Diese Vorgehensweise ermöglicht es, die Meinung der Betroffenen zum Thema genauer abzubilden und unerwartete Inputs nicht von vornherein auszuklammern, sondern ihre Relevanz an weiteren Inputs zu überprüfen.

Ergebnisse

Zielgruppe 1 – Mediator_innen an Schulen:

Hauptthema der schulischen Mediation ist Mobbing, wobei es in der Unterstufe um Ausgrenzung, Beleidigung und Beschädigung von Eigentum der Betroffenen geht, in der Oberstufe Mobbing hauptsächlich über soziale Netzwerke wie Facebook läuft. Körperliche Gewalt kommt vor bei Burschen und Mädchen, ist aber eher selten. Außerdem wird bei körperlicher Gewalt innerhalb der Schule von Lehrpersonen oder älteren Schüler_innen meist unmittelbar eingegriffen. Gewalt als Thema hat vor allem im Ethikunterricht Platz, wo es aber nicht um konkrete, persönliche Alltagserfahrungen der Schüler_innen geht. Eine wünschenswerte Zukunft sehen die beiden Befragten in mehr Kommunikation, einer Begegnung von Schüler_innen und Lehrer_innen auf Augenhöhe und gegenseitigem Respekt. Das Schulklima würde auch profitieren, wenn der traditionelle

Frontalunterricht durch Projektarbeit und Miteinander Lernen an Stelle von Belehrung abgelöst würde.

Zielgruppe 2 – Jugendliche in prekären Situationen:

Für die Jugendlichen stehen unmittelbare Existenzsicherung und gewaltfreie Unterbringung im Vordergrund. Meist sind sie mit mehreren Problemen konfrontiert. Neben der häuslichen Gewalt, der sie entflohen sind, kämpfen sie mit finanziellen Problemen, auch Schulden, Drop out in Ausbildung und Schule, geringen Zukunftschancen und psychosomatischen Problemen. Trotz der außerhäuslichen Unterbringung ist die Gewaltproblematik mit der Familie noch nicht gelöst. Oft kommen sogar die Eltern wieder, sobald die Jugendlichen einigermaßen stabilisiert sind und wollen ihrerseits Geld erhalten. Manche Jugendliche geben es ihnen, da „die Eltern immer die Eltern bleiben“. Ihre Zukunftsvorstellungen sind eher auf die nächste Zeit gerichtet. Auffallend oft gehen sie feste Beziehungen ein und wollen bald eine eigene Familie gründen, in der sie es dann besser machen wollen als die Eltern.

Zielgruppe 3 – Die Betreuer_innen der Jugendlichen in prekären Situationen berichten aus ihren Erfahrungen folgendes:

Zu Gewalt:

Die Jugendlichen berichten aus ihren Familien von Gewalt, Misshandlung und Missbrauch, von Vernachlässigung und Ausgrenzung, von starken Einschränkungen und Strafen, von Eltern, die aufgrund eigener Probleme überfordert sind. Oft sind die Eltern gar nicht für die Kinder da. Die Wohnverhältnisse sind sehr beengt, die Einkommenslage ist schwierig, die Eltern haben Alkoholprobleme, alleinerziehende Mütter wohnen mit mehreren Kindern auf engstem Wohnraum. Gewalt wird manchmal von den Vätern ausgeübt, auch von Müttern, Geschwistern, sehr oft von neuen Partner_innen, Großeltern, Onkel, Tanten, Pflegeeltern.

Die Flucht der Jugendlichen vor Gewalt in der Familie ist noch ein tabuisiertes Thema, die Flucht der Frauen vor der Gewalt der Männer hingegen nicht mehr so sehr. Wenn laut Medien jede vierte Frau von Gewalt betroffen ist, was macht das mit den Kindern, was macht diese Erfahrung mit ihnen, wenn sie größer werden? Die Fluchtgeschichten der Frauen werden anerkannt und geglaubt. Die Jugendlichen haben die gleichen Gründe, aber es wird ihnen nicht geglaubt, sie werden selber schuldig gesprochen und haben nicht überall in Österreich ein Unterstützungsangebot. Eine Einrichtung wie diese gibt es nicht in allen Bundesländern.

Zur Betreuungssituation:

Die Problemlagen der Jugendlichen sind unterschiedlich, auch der Unterstützungsbedarf ist verschieden. Was vielen von ihnen gemeinsam ist: Sie haben Gewalt in der Familie erlebt, gegenüber ihrer eigenen Person, oder sie waren Zeug_innen von Gewalt gegen die Mutter. Sie haben meist von klein auf belastende Biografien. Sie müssen verkraften, dass sie die Familie verstoßen hat. Diese traumatischen Erlebnisse führen dazu, dass die Jugendlichen gelegentlich etwas ausleben, was mit ihrer Geschichte zu tun hat, nämlich Wut und nicht verstanden zu werden. Da werden auch einmal Türen zugeschlagen, es kann laut werden. Das muss aber in ihre Geschichte eingeordnet und darf nicht persönlich genommen werden oder zum Ausschluss führen – das ist eine Grundhaltung und Methode der Arbeit in dieser Einrichtung.

Iva, 17
Aus einem MAFALDA-
Mädchenprojekt.

Wie sieht für dich die perfekte Kindheit aus?

Gute Bildung, abwechslungsreiches Leben, Selbstständigkeit, viel Liebe. Die Eltern sollen viel Zeit für das Kind haben, das Kind soll beim älter Werden viel Freiräume bekommen. Die Kinder sollen viel Zeit mit anderen Kindern verbringen und nicht immer allein sein.

Verbale Gewalt kommt vor, um Grenzen gegenüber den anderen abzustecken. Das Zusammenwohnen mit neun anderen ist nicht immer leicht und kann zu Konflikten führen. Diese gilt es wahrzunehmen, zu thematisieren und gemeinsam zu bearbeiten. Räumlichkeiten können auch konfliktfördernd sein, daher sind sowohl Einzelzimmer wichtig als auch die großzügige Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Räume.

Die Einrichtung ist bewusst so gestaltet um Konflikte zu vermindern, Probleme früh genug wahrzunehmen, Konfliktbearbeitung anzubieten. Die Zuschreibungen der Gesellschaft, wohnungslose Jugendliche seien gewaltbereit, sind falsch. Es ist erstaunlich, was diese Jugendlichen an sozialen Kompetenzen mitbringen, wie sie zu zehnt zusammen wohnen und sich trotz allem gegenseitig unterstützen und voneinander lernen.

Die Haltung der Betreuer_innen ist es, den Jugendlichen auf Augenhöhe zu begegnen, respektvoll, nicht mit erhobenem Zeigefinger – das haben sie in ihren Familien erlebt. Wenn Jugendliche hierher vermittelt werden, kommt es vor, dass

angekündigt wird, sie wären aggressiv, gewaltbereit etc. – diese Zuschreibungen werden in der Betreuungseinrichtung nicht verwendet. Und die angekündigte Aggression und Gewalt kommt dann nicht vor.

Wichtig ist zu berücksichtigen, welche Lebensgeschichten die Jugendlichen haben. Sie sind unter traumatischen Bedingungen aufgewachsen, sodass sie kein Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit entwickeln konnten. Sie hatten nie das Vertrauen, dass ihre Eltern oder andere Erwachsene in ihrem Umfeld hinter ihnen stehen. Diese Jugendlichen sind vor Gewalt geflohen und das muss ihnen geglaubt werden. Sie befinden sich in einer bedrohlichen Lebenssituation, sie suchen und brauchen konkrete Unterstützung. Auch wenn sich in den letzten Jahren Einiges verändert hat, gibt es nach wie vor die Einstellung bei Behörden, dass die Jugendlichen ja wieder zurück nach Hause könnten, wenn sie sich nur richtig verhalten würden. D.h. Jugendliche machen die Erfahrung, dass ihnen nicht geglaubt wird, dass sie schuldig gesprochen werden. Es gibt auch die Haltung seitens der Ämter und Behörden, dass die Jugendlichen sich erst mal „richtig“ verhalten müssen, bevor ihnen Unterstützung geboten wird. An sie werden Normalisierungsansprüche in Bezug auf ihr Verhalten gerichtet. Die Jugendlichen wollen aber eine Normalisierung ihrer Lebensverhältnisse: eine gesicherte Wohnperspektive und eine gesicherte finanzielle Existenz. Das brauchen alle Menschen, um wieder Perspektiven entwickeln zu können in Bezug Ausbildung und Arbeit, weil man sonst zu beschäftigt mit anderen Dingen ist – nicht umgekehrt.

Yagmur

In der Familie gibt es auch schwierige Situationen. Wenn wir streiten, denke ich mir, es muss nicht sein und ich wünsche mir manchmal, dass es einfach weg geht.

Yagmur, 16

Aus einem MAFALDA-Mädchenprojekt.

Zu Zukunftsperspektiven:

Die befragten Jugendlichen haben ein sehr traditionelles Konzept von Familienbeziehungen, sie gehen frühe fixe Beziehungen ein. Oberste Priorität hat der Freundeskreis, das ist die Basis, auf die sie sich verlassen. Viele haben langfristige Beziehungen mit dem Wunsch zusammenzuziehen. Sie wollen ein traditionelles Familiensystem, das „funktioniert“.

Mädchen machen in ihren Beziehungen häufig Gewalterfahrungen; sie gehen Beziehungen mit Männern ein, die Gewalt ausüben – das ist ja das, was sie in ihrer Ursprungsfamilie als „normal“ erlebt haben.

Über (tages-)politische Themen reden sie eher untereinander, denn in der Beratung sind die anstehenden Probleme zu dicht. Eine Tageszeitung liegt stets in der Beratungsstelle auf. Die Zuschreibung, den Jugendlichen „wäre eh alles egal“, stimmt nicht. Sie sprechen über politische Bewegungen oder bestimmte Themen, beispielsweise wenn ein Sexualstraftäter frei kommt.

Wichtige Themen sind für die Jugendlichen der gleiche Zugang zu Ressourcen, Gleichberechtigung sowie ein respektvoller Umgang im Freundeskreis und den Behörden gegenüber.

Verallgemeinernde Aussagen wie „die Jugend ist...“ stimmen prinzipiell nicht: „die Jugendlichen“ sind keine homogene Gruppe, sie haben unterschiedliche Erfahrungen, unterschiedliche Ressourcen und unterschiedliche Lebensentwürfe. Das wird selten differenziert gesehen.

Auffällig ist der Wunsch nach eigener Familie – einer heilen Familie; Kinder sind ganz wichtig, vor allem bei den Mädchen. Es gibt viele junge Mütter und wenn eine mit ihrem Baby kommt, ist das ein Magnet. Verlobungen sind häufig.

Die jungen Frauen erkennen sehr wohl, dass ihre Zukunftsperspektiven nicht rosig sind. Sie wissen, dass sie nie viel Geld haben werden, sie wissen, dass ihre Lebenssituation prekär bleiben wird und sie sich auch in Zukunft vieles nicht leisten können. Auch das ist ein Grund, dass sie eine eigene Familie wollen. Das kann man leisten, das kann niemand verhindern. Sie haben nicht die Perspektive eines Studiums oder von Fernreisen. Als Mutter haben die Mädchen mehr Anerkennung und jemanden der sie liebt.

Auf alle Fälle wollen sie es besser machen als die Eltern.

Der Großteil der Jugendlichen, die sich an die Einrichtung wenden, kommt aus Haushalten mit geringem Einkommen. Das bedeutet aber nicht, dass familiäre Gewalt nicht in allen Schichten vorkommt. Ob Jugendliche letztendlich auf der Straße stehen, hat etwas mit materiellen Ressourcen und Ressourcen im sozialen Umfeld zu tun.

Je früher die Jugendlichen die Angebote dieser Einrichtung in Anspruch nehmen, desto besser schaffen sie ihr Leben in den Griff zu bekommen und eine Ausbildung zu machen. Die Existenzsicherung ist der erste Schritt, Anspruch auf Arbeitslosengeld und Familienbeihilfe wird abgeklärt, mit den Eltern wird verhandelt, ob es Unterhalt gibt oder freiwillige Zuwendungen, ein Mindestsicherungsantrag wird gestellt. Wenn Wohnen und Existenzsicherung geklärt sind, werden Perspektiven in Bezug auf Arbeit und Ausbildung entwickelt. In der Einrichtung sind auch Schüler_innen, die motiviert und unterstützt werden wieder in die Schule zu gehen, auch ins Gymnasium. AMS-Maßnahmen sind

wichtig, aber es gibt zu wenig Angebote. Der Zugang zu Kursmaßnahmen ist strenger geworden und Jugendliche mit Mehrfachproblemen haben nicht zu allen Maßnahmen Zugang. Kurse und Projekte für Jugendliche in schwierigen Lebenssituationen sollten diese speziell berücksichtigen, zum Beispiel dadurch, dass Jugendliche nicht gleich hinausgeworfen werden, wenn sie ab und an zu spät kommen oder einen Tag unentschuldig fern bleiben.

Autorin: Gabriela Schroffenegger: Promovierte Historikerin und Germanistin, Büro- und Reisebürokauffrau im zweiten Bildungsweg; Fortbildungen in Projektmanagement, Moderation, Gender Mainstreaming, Mentoring, Forum Theater, Öffentlichkeitsarbeit; seit 1993 leitend im Institut FBI mit der Durchführung von EU-geförderten Projekten in den Programmen *Science in Society*, *Lifelong Learning*, *Europe for Citizens and Youth in Action* beschäftigt; von 1996 bis 2010 Geschäftsführerin der Frauenorganisation der SPÖ Tirol; seit 2011 selbständige EP-Unternehmerin als Reiseplanerin und -begleiterin; Publikationen, Vorträge und Workshops zu Buben- und Burschenarbeit, Gender und Gender Mainstreaming, Wissenstransfer und -produktion, Altern, Interkulturalität und Reisen; (www.uibk.ac.at/fbi | www.travel-planner.at)

Literatur

Strauss, Anselm / **Corbin**, Juliet (1996): *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Beltz: Weinheim

Zeit für Utopie

Gabriela Schroffenegger

Thomas Morus' Schrift *„De optimo Rei Publicae Statu deque nova insula Utopia libellus vere aureus, nec minus salutaris quam festivus“* (Von der besten Staatsverfassung und der neuen Insel Utopia, ein wahrhaft goldenes Büchlein, genauso wohltuend wie heiter) ist eine Klassikerin der Politischen Philosophie. So beginnen die Herausgeber Ulrich Arnswald und Hans-Peter Schütt ihren Band *„Thomas Morus' Utopia und das Genre der Utopie in der Politischen Philosophie“*.

1516 erschien das Morus-Buch und es wurde nicht zufällig zur Gattungsbezeichnung für nachfolgende utopische Gesellschaftsentwürfe. Der Name Utopia wurde aus dem griechischen „ou“ und „topos“ zusammengesetzt und „bezeichnet ein Nirgendwo, durch dessen Unauffindbarkeit alle Sehnsüchte in eine unerreichbare Ferne projiziert werden“ (Arnswald/ Schütt, 2010, S. VIII).

Utopische Vorstellungen begleiteten die europäische Geistesgeschichte und brachten immer wieder neue gesellschaftliche Entwürfe in die Debatte ein. Jetzt scheint das aus der Mode gekommen. Schon Habermas warnte vor einer Zeit ohne Utopien: „Wenn die utopischen Oasen austrocknen, breitet sich eine Wüste von Banalität und Ratlosigkeit aus“ (ebd., S. VIII).

Sind wir in dieser geistigen Wüste angelangt und warum? Haben junge Menschen noch Utopien, die über die eigene Karriereplanung hinausgehen?

Studien und auch unsere eigenen Interviews (siehe Artikel „Zukunftsperspektiven Jugendlicher in prekären Situationen“) bescheinigen Jugendlichen heute wenig Visionen. Philipp Ikrath schreibt in *„Geteilte Sorgen trotz gespaltener Möglichkeiten. Erwartungen junger Menschen an die Zukunft“*: „Der Blick junger

Menschen auf die Zukunft ist einer, der sich ganz im Sinne der Postmoderne, die das ‚entweder – oder‘ scheidet und durch ein ‚sowohl als auch‘ ersetzt, lesen lässt. Fragt man Jugendliche und junge Erwachsene in Österreich, wie sie sich ihre persönliche Zukunft vorstellen und was sie sich von jener der Gesellschaft erwarten, erkennt man, dass sich persönliche und gesamtgesellschaftliche Zukunftserwartungen weitestgehend voneinander entkoppelt haben. Der persönlichen Zukunft blickt man rosiger, der gesellschaftlichen hingegen tiefschwarz entgegen. Die Vorstellung, dass die jeweils eigenen Perspektiven eng mit jenen des Gemeinwesens verknüpft sind, gilt für junge Menschen nicht mehr“ (Ikraht, 2013).

Sind Utopien einer besseren Welt obsolet geworden? Haben wir zu viel oder zu wenig zu kritisieren, fehlt es an Fantasie, fehlt es an Gestaltungswillen, oder ist die Gemeinschaft so weit aus dem Fokus gerückt, und die Sorge um das Ich verhindert Entwürfe, die vielen dienen?

Es ist mehr als verständlich, wenn in Zeiten, in denen alle Kraft für die Bewältigung eines schwierigen Alltags mit Ausgeschlossenheit, Chancenlosigkeit, Enttäuschungen, Zukunftsängsten aufgewendet werden muss, weitere Entwürfe keine Zeit finden. Der eigene Bauch ist einem_r immer noch näher. Erst kommt das Fressen und dann die Vision, um etwas abgewandelt Brecht zu zitieren.

Der originale Satz stammt aus der „Dreigroschenoper“ von Bertolt Brecht (1928). In der „Ballade über die Frage: Wovon lebt der Mensch?“ heißt es:

*„Ihr Herrn, die ihr uns lehrt, wie man brav leben
Und Sünd und Missetat vermeiden kann
Zuerst müsst ihr uns schon zu fressen geben
Dann könnt ihr reden: damit fängt es an.
Ihr, die ihr euren Wanst und unsere Bravheit liebt
Das Eine wisset ein für allemal:
Wie ihr es immer dreht und immer schiebt
Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.
Erst muss es möglich sein, auch armen Leuten
Vom großen Brotlaib sich ihr Teil zu schneiden.“*

Brecht spricht damit aber die Gefahr von „Missetat“ an als Gewalt, als das aktive Wehren gegen Chancenlosigkeit, Hunger, Diskriminierung, wie es sich in den Vororten von Paris vor einigen Jahren, auch in London und kürzlich sogar im sozialstaatlich so hochgelobten Schweden in Straßenkrawallen entladen hat.



Nicht nur Brecht war klar, es sollte auch zeitgenössischen Politiker_innen klar sein, dass am Ende einer immer weiter auseinander gehenden Schere zwischen Armen und Reichen, zwischen Erwerbsarbeitenden und Arbeitslosen, zwischen Bevölkerungsgruppen mit vorgezeichneten Karrierewegen und von vornherein Chancenlosen Aufstand, zerstörerische Proteste bis zu Gewalt auf der Straße und Bürger_innenkrieg stehen.

Die Utopie wäre aber genau am anderen Skalenende angesiedelt, geht es dabei doch um eine positive Überlegung einer besseren Gesellschaftsordnung, um Weiterentwicklung, nicht um negative Zerstörung.

Technische Mittel machen utopisches Denken leicht. Das Computerspiel Sims simuliert über Spielfiguren Familienleben; weitere Editionen lassen Karrieren durchspielen. Bis 2010 wurde das Spiel 125 Millionen Mal verkauft. Der Werbetext verspricht endlose kreative Möglichkeiten und Amusement durch unerwartete Überraschungen und Gefahren. Simulationen am Computer werden auch sehr ernsthaft für wissenschaftliche Experimente eingesetzt, um Zukunft zu erforschen. Sie helfen uns unter anderem die drohenden Gefahren aus Umweltveränderungen durch menschliche Eingriffe abzuschätzen und Schadensminderung zu kalkulieren. Sie unterstützen medizinische Eingriffe und ökonomische Voraussagen.

Trotzdem müssen wir Wirtschaftsblasen und -krisen real erleben. Eine komplexe Welt erfordert komplexe Modelle, und bei der beschleunigten Veränderung der jetzt nur mehr global bewertbaren Verhältnisse – Verdopplung des weltweiten Wissens innerhalb eines Tages – hinken die besten Simulationen nach.

Jungen Menschen, die mit der digitalen, veränderbaren Bilderwelt und den nahezu unbegrenzten Kommunikationsmöglichkeiten der neuen Technologien aufgewachsen sind und ihren Einstieg sehr jung und häufig über Spiele erleben, scheint die Unterscheidung von real und virtuell schwerer zu fallen als älteren Menschen, für die die virtuelle Welt eine unvergleichliche Neuerung darstellt. Nicht nur dass Gewalt sehr häufig Spielinhalt ist und „Game over“ keinen realen Tod bedeutet, sondern die getroffene Spielfigur sofort wieder zur Verfügung steht, vermischen auch soziale Netzwerke wie facebook die Realität, mit sehr vielen Unbekannten vernetzt zu sein, mit der Vorstellung von wahren Freunden und Freundinnen.

Die Filmwelt mit teils „echten“ Schauspieler_innen und teils virtuellen Figuren, lebendigen Autos, Robotern, Zwischenwesen, vermischt biologische und technische Lebensformen; die moderne Medizin arbeitet an Ersatzteilen, die Menschen zu Cyborgs werden lassen – wenn es diejenigen, die nahezu rund um die

Uhr über Tastaturen und Touch Screens mit ihrem Computer verbunden sind, nicht eigentlich schon sind.

Was kann mir ein anderer Mensch noch bedeuten, wenn ich mit meinem Computer eine derartige Persönlichkeitserweiterung erfahren kann: Ich kann meinen Avatar durch virtuelle Umwelten bewegen, ich weiß nahezu alles, wenn ich mich in Wikipedia einklinke, ich kann in Sekundenschnelle mit anderen Computern (sitzt ein Mensch dahinter?) rund um den Globus in Verbindung treten, ohne mich auf Reisen begeben zu müssen. Ich kann im Internet als ganz andere Persönlichkeit auftreten, mein Aussehen, meine Lebensumstände, mein Alter, mein Geschlecht ändern. Zugleich verlangt die reale Gesellschaft reale Identität, zwar in Form eines Patchworks von Identitäten, die je nach Kontext ihre Performance abliefern, aber immerhin.

Das Ich soll zusätzlich eine Marke darstellen, die sich am Arbeitsmarkt verkaufen lässt, Werbung (und die ist ja bekanntlich meist nicht die reine Wahrheit) inklusive. Entbindet mich mein Avatar, der so ist, wie ich gerne wäre, von Persönlichkeitsentwicklung? Muss ich nichts mehr lernen, weil ich googeln kann? Braucht es noch Charakter, wenn das Outfit stimmt?

Viele Fragen, wo bleiben Antworten?

Kämpferische, Denkanstöße gebende Philosoph_innen wie Slavoj Žižek oder Luce Irigaray (und andere) werden kaum mehr diskutiert, jüngere schreiben lieber sogenannte Mainstreambücher, die sich auch verkaufen lassen und treten in Talk Shows auf. Kein Fehler, wenn dadurch philosophische Gedanken viele Menschen erreichen, ein Fehler, wenn diese Gedanken dann eher zu seichten Statements verkommen, die keine Visionen eröffnen.

Die Demokratisierung von Wissen durch seine freie Zugänglichkeit ist auf jeden Fall zu begrüßen nach so vielen Jahrhunderten, in denen Wissen mit Macht (Wissen ist Macht) geheim und von der Allgemeinheit fern gehalten wurde. Aber genügt das schon, oder muss es doch ein Lernen geben, wie mit diesem Wissen umzugehen ist, was davon überhaupt wahr ist oder wahr sein kann?

Menschen lassen sich von ihren Navis so lange leiten, bis sie feststecken, statt selbst zu schauen, oder sie geben ihre Kontonummern bekannt, um Gewinne zu bekommen, die nie existiert haben, sie zahlen Rechnungen ohne im Kopf überschlagen zu können, ob die Summe überhaupt stimmen kann. Wie bei allen Medaillen, haben auch die technischen und kommunikativen Neuerungen zwei Seiten, die hilfreiche und die (be)trägerische, und um beide einschätzen zu können, braucht es realen Verstand.

In unserer Welt des schönen Scheins, des Stylings, der alltäglichen optischen/virtuellen Lüge sich ohne Stolpern und Zweifeln zurecht zu finden, ist eine schwierige Aufgabe und eine, die Jugendliche überfordern muss. Vielleicht sollte die Utopie, der Entwurf einer für möglichst viele Menschen verbesserten Zukunft, die Aufgabe derer sein, die ohne virtuelle Welten aufgewachsen sind und möglicherweise noch besser zwischen real und virtuell unterscheiden können. Statt mit virtuellen Zahlen Bankgeschäfte zu machen, die der Realität nicht standhalten, sollten die Etablierten ihr „doppeltes“ Wissen einsetzen, um die Grenzen zwischen Realität und Virtualität nicht weiter zu verwischen, sondern klar zu machen und zu erklären, wie man sie erkennt. Wo bleibt die Erneuerungskraft und Solidarität der alten 68er? Sie wären meiner Meinung nach gefordert, sich mit Nachrichten aus beiden Welten zu Wort zu melden und ihre Erfahrungen deutlich zu äußern. Es werden ja nicht alle von ihnen ausschließlich damit beschäftigt sein, die eigene (unwirkliche) Jugendlichkeit aufrecht zu erhalten. Ich finde, sie sollten sich verantwortlich fühlen für das alte Wissen, das sie noch mühsam lernen mussten und die neuen Informationen, an deren Entwicklung und Zugänglichkeit sie beteiligt waren. Jugendliche brauchen diese Erfahrungen, die sie nicht mehr machen konnten in einer neuen Welt von Möglichkeiten, die nicht alle gleichermaßen real sind.



Keine Utopien zu entwickeln ist denen vorzuwerfen, die ausreichend Wissen haben, um eine gesellschaftliche Zielvorstellung zu haben, die einschätzen können, was als Verbesserung gelten kann und was zwar neu ist, aber mehr Nachteile als Vorteile bringt. In diesem Sinne plädiere ich entschieden für den intergenerationalen Dialog, denn noch nie in der Geschichte der Menschheit war der Wissenshintergrund der Generationen so unterschiedlich wie heute. Das gilt es nicht zu beklagen, sondern zu nützen. Jung und Alt sollten sich über die gewünschte Zukunft verständigen und ihre Utopien diskutieren. Erfahrungen in der Realität treffen auf technisches Know-How in der Simulation, und Menschen haben doch immer noch ihre Wünsche und Ziele. Im Moment sind wir schneller dort, aber wir wissen nicht wohin, um mit dem „Wilden auf seiner Maschin“ von Helmut Qualtinger zu sprechen.

Software wie Simulationen und die Hardware der technischen Hilfsmittel sollten gezielt eingesetzt werden, um die Realität der „Wetware“ Mensch zu verbessern. Wenn das Bewusstsein klar unterscheiden lernt zwischen einerseits realer Welt, wahren Leben und echtem Tod und andererseits virtuellen Welten, irrealer Präsenz im Netz und simuliertem Crash, dann können die vielfältigen Möglichkeiten genützt werden, dann darf gespielt werden.

Autorin: Gabriela Schroffenegger: Promovierte Historikerin und Germanistin, Büro- und Reisebürokauffrau im zweiten Bildungsweg; Fortbildungen in Projektmanagement, Moderation, Gender Mainstreaming, Mentoring, Forum Theater, Öffentlichkeitsarbeit; seit 1993 leitend im Institut FBI mit der Durchführung von EU-geförderten Projekten in den Programmen *Science in Society*, *Lifelong Learning*, *Europe for Citizens and Youth in Action* beschäftigt; Von 1996 bis 2010 Geschäftsführerin der Frauenorganisation der SPÖ Tirol; seit 2011 selbständige EP-Unternehmerin als Reiseplanerin und -begleiterin; Publikationen, Vorträge und Workshops zu Buben- und Burschenarbeit, Gender und Gender Mainstreaming, Wissenstransfer und -produktion, Altern, Interkulturalität und Reisen;
(www.uibk.ac.at/fbi | www.travel-planner.at)

Literatur

Arnswald, Ulrich / **Schütt**, Hans-Peter (Hg.) (2010): *Thomas Morus' Utopia und das Genre der Utopie in der Politischen Philosophie*. Karlsruhe: KIT Scientific Publishing

Brecht, Bertold: www.youtube.com/watch?v=GR-qwE0VKtg (2013-10-10)

Ikrath, Philipp (2013): *Geteilte Sorgen trotz gespaltener Möglichkeiten. Erwartungen junger Menschen an die Zukunft*. http://jugendkultur.at/wp-content/uploads/jugend_und_zukunft_pikrath_2013.pdf (2013-06-11)

Qualtinger, Helmut: www.youtube.com/watch?v=9F9T1Kgt6YU (2013-10-10)

Die Entwicklung von Normen und Werten aus Sicht der Gehirnforschung

Veronika Spannring

Zentrale Ergebnisse der Gehirnforschung sind, dass Werte und Normen in erster Linie über das Erleben und die Erfahrungen des Alltags vermittelt werden. Kinder und Jugendliche orientieren sich am erlebten Vorbild der Erwachsenen, Beziehungsangebote sind die Basis für die Entwicklung von Werten.

Nervenzellen des Gehirns, die im eigenen Körper einen bestimmten Vorgang, eine Handlung oder Empfindung steuern können, zugleich aber auch dann aktiv werden, wenn der gleiche Vorgang bei einer anderen Person nur beobachtet wird, heißen Spiegelneuronen oder Spiegelneuronen. Ihre Resonanz setzt spontan, unwillkürlich und ohne Nachdenken ein. Mit Hilfe der Spiegelneuronen spüren wir, was in unserem Gegenüber vorgeht. Die Spiegelresonanz ist die neurobiologische Basis für die Fähigkeit zu Mitgefühl und Empathie und für die Fähigkeit, die Absichten anderer Menschen einzuschätzen. Das ist die Basis dessen, was in der Wissenschaft als *Theory of Mind* bezeichnet wird. Spiegelneuronen sind nicht nur in der Lage bei den Beobachter_innen Vorstellungen anzuregen, Gedanken und Gefühle hervorzurufen, sie können unter bestimmten Voraussetzungen auch den biologischen Körperzustand verändern.

Wir lernen über Erfahren und Erleben

Jede Handlung aktiviert im Gehirn Areale, die das eigene Körperempfinden speichern. Diese Areale wiederum haben Zugang zu unseren Emotionen, deshalb

sind Handlungen immer begleitet von Körperempfindungen und Emotionen. Wir fühlen, während wir handeln. Für die Entwicklung von Normen und Werten brauchen Kinder und Jugendliche das direkte Erleben im Alltag. Wenn wir das eigene Handeln mit allen Sinnen wahrnehmen und spüren, wie sich eine bestimmte Bewegung, eine bestimmte Handlung anfühlt, verinnerlichen wir diese Erfahrung und speichern sie in unserem Gehirn ab. Die Erfahrung zum Beispiel, wie es sich anfühlt, freundlich zu grüßen und gegrüßt zu werden, bewirkt im Hinblick auf das Erlernen von gesellschaftlichen Normen mehr als die bloße Aufforderung, freundlich zu grüßen.

Kinder und Jugendliche lernen nicht nur durch die eigene Erfahrung, sondern auch durch das Beobachten ihrer Umwelt. Sie orientieren ihr Verhalten daran, wie die Erwachsenen sich in unterschiedlichen Situationen verhalten, welche Körperhaltung sie einnehmen, welchen Gesichtsausdruck sie haben und ob sie glaubwürdig sind. Daraus leiten sie ab, welche Normen und Werte im gesellschaftlichen Zusammenleben gelten. Sie beobachten also, dass Grüßen authentische Reaktionen bei anderen hervorruft und anerkennen und übernehmen dies als allgemeingültige Regel.

Wie wir wertebezogenes Handeln und Verhalten entwickeln

Die handlungssteuernden Neuronen verfügen über Programme, mit denen sich zielgerichtete Aktionen ausführen lassen. Sie kennen den Plan einer gesamten Handlung, haben sowohl deren Ablauf als auch den voraussichtlichen Ausgang einer Handlung gespeichert. Sie „wissen“ die gesamte Handlungssequenz und aktivieren die Bewegungsneurone der entsprechenden Muskeln. Nicht jedes Mal, wenn Handlungsneuronen aktiv werden, kommt es auch zu einer Aktivität, es kann auch beim Handlungsgedanken oder bei der Vorstellung einer Aktion bleiben. Das bedeutet, das Gehirn hat die Möglichkeit, Handlungsimpulse zu steuern und zu hemmen.

Säuglinge ahmen intuitiv alles nach, was sie bei ihren Bezugspersonen sehen. Mit etwa eineinhalb Jahren beginnen auf Grund der erreichten neurobiologischen Reife Hemmmechanismen einzusetzen, welche die Imitationsneigung immer stärker kontrollieren. Die Entscheidung für oder gegen ein Handlungsprogramm ist das Ergebnis eines neurobiologischen Prozesses, der im Frontalhirn abläuft. Hier bilden sich die Fähigkeiten heraus, die Handeln und Verhalten bewerten und in Bezug setzen zu Normen und Regelsystemen. Die Entwicklung eines wertebezogenen Verhaltens ist individuell sehr unterschiedlich. Vollständig ausgereift ist dieses Gehirnareal erst im Alter von 25 Jahren. Dies bedeutet, dass

Fähigkeiten, die dieser Gehirnregion zugeordnet werden, über eine relativ lange Entwicklungszeit nicht gefestigt sind und sich durch Training und Übung sehr gut fördern lassen.

Nach einer Untersuchung von Gertrud Nunner-Winkler wissen 98 Prozent der Vierjährigen, welche allgemeingültigen Normen es gibt: dass man zum Beispiel nicht stehlen darf, andere Kinder nicht verletzen darf und anderen helfen soll (Nunner-Winkler, 2007). Die Bereitschaft, diese Regeln zu befolgen und der Wille, das eigene Handeln an bestimmten Werten auszurichten, entwickeln sich in einem weiteren Schritt und setzen handlungssteuernde Fähigkeiten, sogenannte *exekutive Funktionen* voraus.

Dazu zählt die Impulskontrolle, also die Fähigkeit, Emotionen zu kontrollieren, sich zu beruhigen, die Aufmerksamkeit zu lenken, sich auf etwas zu konzentrieren, Wünsche aufzuschieben und Ausdauer zu haben. Eine erfolgreiche Verhaltenskontrolle mindert aggressives Verhalten und unterstützt empathisches Verhalten.

Eine weitere Fähigkeit ist das Arbeitsgedächtnis. Es ermöglicht, Informationen vorübergehend zu speichern, um mit ihnen zu arbeiten; das ist zum Beispiel ein wichtiges Element in der Funktion von Sprache. Im sozialen Verhalten benötigen wir das Arbeitsgedächtnis, damit wir Handlungsverläufe reflektieren und Handlungsalternativen vergleichen können, uns an Handlungspläne erinnern und letztendlich zur Selbstreflexion fähig sind.

Die kognitive Flexibilität beschreibt die Fähigkeit, Personen und Situationen aus anderen, neuen Perspektiven zu betrachten und zwischen diesen Perspektiven zu wechseln. Eine gut ausgebildete kognitive Flexibilität hilft damit, offen zu sein für die Argumente anderer, aus Fehlern zu lernen und sich auf neue Lebenssituationen und Arbeitsanforderungen schneller und besser einzustellen.

Use it or loose it – ständiges Training ist erforderlich

Für die Entwicklung eines Wertesystems haben exekutive Funktionen wie Impulskontrolle und Arbeitsgedächtnis zentrale Bedeutung. Diese Fähigkeiten werden im Alltag ständig trainiert und gefördert durch Lernangebote in Schule und Kindergarten, durch die Auseinandersetzung mit Wertvorstellungen in Gesprächen, im Spiel und durch die Orientierung am Verhalten der Erwachsenen und der Peer-Group.

Neurobiologische Strukturen unterliegen einem Trainings- und Lerneffekt und passen sich an die Umwelt an. Pianist_innen entwickeln zum Beispiel eine messbare Verdichtung der Hirnareale, in denen die Bewegungssteuerung der

Hände codiert ist. Unterschiedliche, immer wiederkehrende Herausforderungen und Signale verstärken die neuronalen Verschaltungen und hinterlassen Spuren im Gehirn. Neu eintreffende Impulse folgen diesen Spuren. Beim Verarbeiten der Impulse sucht das Gehirn nach Mustern und Regelmäßigem und speichert sie als Handlungsprogramme ab.

Nach dem Motto *Use it or loose it* verfestigen wir Gelerntes im Gehirn durch bewusste Auseinandersetzung mit Themen, die für die Entwicklung von Werten und Normen Bedeutung haben. Indem wir über Wertvorstellungen nachdenken und reden, vertiefen wir die Spuren, die im Gehirn bereits gelegt worden sind. Durch die Auseinandersetzung verfestigen und verinnerlichen wir Werte, wir handeln zunehmend planvoller und treffen Entscheidungen bewusster.

Spiegelneuronen schaffen Beziehungsraum

Spiegelneuronen sind die Basis für emotionales Verstehen, für Kontakt und Begegnung. Mit Hilfe der Spiegelneuronen schaffen wir einen Beziehungsraum, in welchem Bindung entsteht und Verständigung über Werte eine große Rolle spielt.

Babys haben von Geburt an die Fähigkeit, bestimmte Gesichtsausdrücke zu imitieren. Das Baby streckt seine Zunge heraus, wenn man ihm das vormacht. So hat es von den ersten Tagen an die Möglichkeit, sich auf ein wechselseitiges Spiel einzulassen, das eine zwischenmenschliche Beziehung zwischen ihm und seiner Bezugsperson entstehen lässt.

Die angeborenen Spiegelsysteme des Babys können sich nur dann entwickeln, wenn es ein geeignetes Beziehungsangebot gibt. Das Baby benötigt liebevolle Bezugspersonen, die mit Sensibilität und Wärme auf das Baby eingehen. Sie müssen dauerhaft zur Verfügung stehen, damit sich eine Bindung aufbauen kann. Unsere Entwicklung wird nicht ausschließlich in den Genen grundgelegt. Beziehungserfahrungen und Lebensstile, die immer auch mit einer Aktivierung bestimmter neurobiologischer Systeme einhergehen, haben gewaltigen Einfluss auf die Regulation der Genaktivität.

Babys imitieren nicht nur Gesichtsausdrücke, sondern auch stimmliche Äußerungen und motorische Reaktionen. Auch Bezugspersonen haben die Tendenz, Babys zu imitieren und damit Signale zu spiegeln. Dabei reflektieren sie das Verhalten von Babys nicht eins zu eins, sondern in einer erweiterten Form. Dadurch erhält das Baby – lange bevor es über Bewusstsein verfügt – Zeichen dafür, dass es erkannt wurde und entwickelt somit ein breites Kommunikationsspektrum. Das Baby tritt mit seiner Umwelt emotional in Kontakt und entwickelt ein Gefühl des Sich-Verstehens und der Bindung.

Säuglingsforscher_innen fanden heraus, dass Kleinkinder bereits mit zwei Monaten aktiv um eine gefühlsmäßige Abstimmung bzw. Übereinstimmung mit einer nahen Bezugsperson bemüht sind. Bereits im dritten Lebensmonat entwickelt das Kind ein Gefühl dafür, dass es mit eigenen Lebensäußerungen bei seinen Bezugspersonen Verhaltensänderungen auslösen kann. Zu diesem Zeitpunkt beginnt das Baby auch, seine eigene Aufmerksamkeit nach der Blickrichtung und damit der Aufmerksamkeit der Erwachsenen auszurichten.

Das System der Spiegelneuronen ist ein soziales Orientierungssystem. Spiegelneuronen ermöglichen Bindung und schaffen einen Beziehungsraum, in welchem die Kommunikation darüber passiert, welches Verhalten vom sozialen Umfeld erwünscht und erwartet wird. Beziehungsangebote sind das Fundament für die Entwicklung von Werten, die ständige Begegnung mit anderen im Alltag bringt uns in Dialog über Werte und ermöglicht die Reflexion des eigenen Verhaltens.

Stress und Angst behindern Lernprozesse

Untersuchungen zeigen, dass Angst und Stress das Spiegelsystem hemmen. Das Vermögen, sich einzufühlen, andere zu verstehen und Feinheiten wahrzunehmen und die Fähigkeit zu lernen nehmen ab. Stress und Angst sind in allen Bereichen, in denen Lernvorgänge eine Rolle spielen, kontraproduktiv. Nicht nur in der Schule und am Arbeitsplatz, sondern auch in schwierigen zwischenmenschlichen Situationen, in Konflikten und Krisen sind Auswege nur dann zu finden, wenn keine Atmosphäre der Angst herrscht. Nur dann sind die Beteiligten in der Lage, neue Aspekte in ihren Erfahrungshorizont aufzunehmen, also dazuzulernen.

Stress und Angst hindern uns am Lernen. Für die Welt der Normen und Werte heißt das, der moralische Zeigefinger und das Verlangen von Gehorsam sind keine adäquaten Mittel, Kinder und Jugendliche in der Entwicklung eigener Werthaltungen zu unterstützen. Die effektivere Strategie ist, Beziehungsangebote zu machen, das Gespräch auf Augenhöhe zu suchen und Erfahrungen zu ermöglichen.

Autorin: DSA Veronika Spannring, Sozialarbeiterin, Erwachsenenbildnerin, Theaterpädagogin; Beraterin bei MAFALDA mit Schwerpunkt Gewalt und Gewaltprävention, Referentin in Workshops mit den Themen Gewaltprävention und Mädchenarbeit für Mädchen und Multiplikator_innen.

Literatur

Bauer, Joachim (2006): *Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone*. Heyne: München

Evanschitzky, Petra: *Wie Kinder Werte lernen – Der Blickwinkel der Hirnforschung*.
www.evpfalz.de/kitaplus/fileadmin/user_upload/kitaplus/dateien/Referat_Hirnforschung.pdf (2013-06-04)

Nunner-Winkler, Gertrud (2007): *Frühe emotionale Bindungen und Selbstbindung an Moral*. In: Hopf, Christel/ Nunner-Winkler, Gertrud: *Frühe Bindungen und moralische*

Entwicklung. Aktuelle Befunde zu psychischen und sozialen Bedingungen moralischer Eigenständigkeit. Juventa: Weinheim, 177–202

Pfeffer, Simone / **Göppner-Pfeffer**, Michael (2007): *Ich achte gern auf mich und dich. Persönlichkeit entwickeln, Gemeinschaft leben*. Herder: Freiburg im Breisgau

Spitzer, Manfred: *Exekutive Funktionen – Basis für erfolgreiches Lernen*.
www.znl-fex.de/Fex_Broschuere.pdf (2013-06-04)

Jasmin

Was macht eine glückliche Familie aus?
Vertrauen, lachen, reden, zusammen was unternehmen, zusammen halten.

Jasmin, 16
Aus einem MAFALDA-Mädchenprojekt

Visualize Your Ideas

Brigitte Tauchner-Hafenscher

Mein Leben in 15 Jahren

Visionen, Wünsche, Perspektiven

Das waren die Themen unserer theaterpädagogischen Workshops im Herbst 2012 im Klassenverband einer vierten Klasse eines Gymnasiums in Wien.

Als Methode und Stilmittel wählte ich Zeitungstheater; in einem der Workshops ergänzt durch Interviews, die von den Jugendlichen in Zweiergruppen durchgeführt wurden. Wir wollten von den sechszwanzig Schüler_innen wissen, wie sie sich ihr Leben in 15 Jahren vorstellen. Was es braucht, um ihre Visionen umsetzen zu können. Welchen Stellenwert Gemeinschaften für ein gelingendes Leben haben. Was sie mit Beziehung, Freundschaft und Familie verbinden, wie sie Normen und Werte in Gemeinschaften erleben. In unseren drei Workshops konnten sich die Mädchen und Burschen mit dem kreativen Ansatz Theater spielerisch ihrer Zukunft widmen.

Methode

Zeitungstheater ist eine Methode des Theaters der Unterdrückten Augusto Boals. Als Basis dienen Schlagzeilen, Überschriften, Artikel aus Zeitungen, die durch verschiedene Lesetechniken und szenische Darstellung neu interpretiert, assoziativ verfremdet werden. Texte werden verdeutlicht, die wahren Sachverhalte herausgearbeitet, die Realität der Fakten wiederhergestellt. Es eignen sich auch Fernseh- und Rundfunkmeldungen, Reden und Werbeslogans. Elf Lesetechniken



hat Boal entwickelt: ■ Einfaches ■ Vervollständigendes ■ Gekoppeltes ■ Rhythmisches ■ Untermales ■ Pantomimisches ■ Improvisierendes ■ Historisches ■ Konkretisierendes ■ Pointiertes ■ Kontext-Lesen.

Workshopszenario

Zeitungsstapel und Zeitschriften liegen verteilt im Klassenzimmer und 26 Schüler_innen suchen intensiv nach Schlagzeilen, Überschriften und Bildern. Es wird getuschelt und gekichert, gewählt und verworfen. Dann ausgeschnitten und gesammelt. Andere recherchieren im Internet, suchen dort nach ansprechendem Material. Lesen in verschiedenen Emotionen, assoziieren, Verbindungen und Verknüpfungen herstellen, sich hineinversetzen und konkretisieren, durch pantomimische Darstellung verbildlichen, das sind die ersten Aufgaben für die Mädchen und Burschen. In Gruppen geteilt wird dann an der Umsetzung von kleinen Szenen gearbeitet. Alles ist möglich. Texte neu zusammenstellen, ergänzen oder in einer bestimmten Technik wiedergeben. Es darf getanzt, gesungen und gerappt werden.

Mit Begeisterung erarbeiten und performen die Schüler_innen Szenen zu den vorgegebenen Themen. Alle Szenen werden nach der Darstellung reflektierend nachbesprochen.

Ergänzende Interviews

Die Interviews wurden in Zweiergruppen erarbeitet und ebenfalls auf der Bühne vorgestellt. Dabei wählten die Teilnehmer_innen unterschiedlichste Szenarien als Rahmenhandlung. Oft mit viel Showcharakter entführten Moderator_innen in Talkshows und Fernsehstudios. Reporter_innen stellten auf der Straße die Frage des Tages.

Interview und Reportage waren die inhaltlichen Schwerpunkte im Unterrichtsgegenstand Deutsch, die für meine Workshops mit herangezogen wurden. So konnten wir den Unterricht optimal ergänzen, und für die Schüler_innen wurde die Theorie zur erlebten Praxis.

Fragen und Antworten

Hallo, wie geht es ihnen? Wie stellen Sie sich ihr Leben in 15 Jahren vor? Was wollen sie konkret erreicht haben? Haben sie in 15 Jahren noch die gleichen Hobbies? Haus oder Wohnung? Wie sollte ihr/e Traummann/Traumfrau aussehen? Wohin wollen sie reisen? Wie viele Kinder hätten sie gerne? Wo sehen sie sich in 15 Jahren? Wollen sie eine Familie gründen?

Selbstverständlich in einer höheren Position! Wenn ich die Richtige finde, warum nicht!



Augusto Boal – Das Theater der Unterdrückten

Augusto Boal (1931–2009) war ein brasilianischer Theaterregisseur, Autor und Theatertheoretiker. Er entwickelte die Theaterformen „Theater der Unterdrückten“, „Forumtheater“, „Legislatives Theater“ und das „Unsichtbare Theater“.

Boal ging es um die Aufhebung des klassischen, autoritären Theaters, um die Befreiung des Publikums aus der Passivität. Im Theater Augusto Boals werden die Zuseher_innen zum Handeln ermutigt und ermächtigt.

Boal selbst war einige Jahre Mitglied des Stadtparlaments von Rio de Janeiro. Während dieser Zeit praktizierte er „Legislatives Theater“. Die

Probleme, Anliegen und Wünsche der Bevölkerung wurden in Theaterszenen erarbeitet und so zur politischen Forderung. Im Forumtheater haben die Zuschauer_innen die Möglichkeit, in die Handlung einzusteigen und sie zu verändern. Boal wollte eine Veränderung der Realität, Demokratisierung der Politik und die Lösung sozialer Probleme durch Theater erreichen.

Boal lebte viele Jahre in Europa im Exil und entwickelte seine Theatermethoden auch angepasst an europäische Verhältnisse weiter. Sein Theater der Unterdrückten hat sich in der Pädagogik, in der Theaterpädagogik, im Schauspieltraining, im therapeutischen Bereich und in der Teamentwicklung etabliert.

So einfach wie plakativ waren die Antworten in den Interviews. Sehr konkret wissen die Jugendlichen offensichtlich, was sie beruflich erreichen wollen. Geld, Status wird als notwendig, aber nicht als das Wichtigste erachtet. Materielle Unabhängigkeit aber unbedingt gewünscht. Vor allem Freundschaft wird immer wieder als sehr wichtig eingestuft. Charakter, Hilfsbereitschaft, Zusammenhalt in diesem Zusammenhang genannt.

Insgesamt haben die Jugendlichen einen sehr positiven Blick auf ihre persönliche Zukunft.

Methodenreflexion

Theaterpädagogische Arbeit fördert und stärkt Selbstvertrauen und Persönlichkeit, Kommunikation und Kooperationsfähigkeit.

Sie regt zu Reflexion, zu verantwortungsbewusstem Handeln an.

Durch spezielle Übungen werden Wahrnehmungsfähigkeit, Aufmerksamkeit und Konzentration erhöht.

Durch den kreativen Prozess eröffnen sich Räume. Räume zum Ausprobieren, Einlassen, Aufmachen. Räume für alle Sinne.

In diesen Räumen haben die Teilnehmer_innen Platz. Platz für das Entwickeln

von Strategien, Platz sich mit Ungewohntem auseinanderzusetzen und aus dem eigenen Potential zu schöpfen. In diesen Räumen entsteht Empathie, couragiertes Handeln, Neugierde und Mut.

Die Methodik Boals stützt sich auf kritische Auseinandersetzung, Interventionsstrategien und Reflexion.

Die szenische Umsetzung als Prohebühne für die Wirklichkeit stärkt persönliche und soziale Kompetenzen, Teamfähigkeit und partizipatives Handeln, speziell auch in der gewaltpräventiven Arbeit und in der Konfliktbearbeitung.

Autorin: Brigitte Tauchner-Hafenscher: Theaterpädagogin, Projektleiterin, Referentin für Gewaltprävention und Ensemblemitglied bei SOG. THEATER.

Literatur

Boal, Augusto (1989): *Theater der Unterdrückten. Übungen und Spiele für Schauspieler und Nicht-Schauspieler.* Suhrkamp: Frankfurt am Main

Staffler, Armin (2009): *Augusto Boal. Einführung.* Oldib: Essen

Fritz, Birgit (2011): *InExActArt – Das autopoietische Theater Augusto Boals. Ein Handbuch zur Praxis des Theaters der Unterdrückten.* Ibidem: Stuttgart

Kollektiv verändern

Aktionsforschung im Rahmen von „Self-defenceIT“

Assimina Gouma

Das Projekt **Self-defenceIT – Migrantinnen wehren sich gegen Gewalt in Neuen Medien** – finanziert durch den ESF – hat einen Reflexionsrahmen geschaffen, damit wir – Frauen mit unterschiedlichen Migrationsbiographien – uns mit der Bedeutung der ICTs (information and computing technologies) für Migrant_innen auseinandersetzen. Der Fokus des Projekts liegt auf den Anliegen und Zielen von Migrantinnen und Jugendlichen bei der Nutzung digitaler Medien.

Die Forschungsinitiative ist auf Wunsch von maiz-Klientinnen entstanden, mehrere Migrantinnen haben den Umgang mit ICTs in Beratungsgesprächen thematisiert. Zu Beginn hat sich das Projekt auf die zwei häufigsten Anliegen konzentriert: Die Media Literacy der Klientinnen zu unterstützen und Handlungsmöglichkeiten bei der Begleitung von Kindern und Jugendlichen in Zusammenhang mit den neuen Technologien aufzuzeigen. Während der gemeinsamen Arbeit mit diesen Themen haben sich weitere Fragestellungen ergeben. Diese Fragen haben den Umstand reflektiert, dass digitale Kommunikation und Medien stark in soziale und politische Beziehungen eingreifen.

Zwei Aspekte aus diesem Spektrum an Wechselwirkungen sind für das Projekt besonders relevant: Einerseits bedeutet der Einzug der ICTs in das Privatleben bzw. in die unterschiedlichen Formen von Wohngemeinschaften veränderte

Machtverhältnisse und eine neue soziale Ordnung in vielen Familien. Andererseits produzieren ICTs neue Kontrollmöglichkeiten sowohl im privaten als auch im öffentlichen Bereich. Vor allem Migrant_innen mit prekärem Aufenthaltsstatus sind von der Frage der staatlichen Kontrolle privater Daten stark betroffen.

Der Forschungsprozess hat sich an der Wissensproduktion im Rahmen der Aktionsforschung (AKT) orientiert. Das Projektteam hat zu Beginn des Projekts Gruppeninterviews mit Erzieherinnen und Jugendlichen organisiert, um die gemeinsamen Fragen zu besprechen und zu vertiefen. In der zweiten Phase hat sich der Kreis der beteiligten Frauen erweitert. Während dieser Phase haben wir Aktivitäten – Workshops, Lernprogramme und Beratungsangebote – entworfen, die den aktuellen Wünschen der Teilnehmerinnen entsprochen haben. Dadurch wurden Räume für die Reflexion der eigenen Praktiken und Strategien im Umgang mit ICTs und Rassismus, Sexismus, Gesundheit, Risiken und Kontrolle geschaffen. In den gemeinsamen Treffen haben wir uns mit der sozialen Bedeutung der ICTs auseinandergesetzt und Weiterbildungskonzepte aus einer kritischen Perspektive eingesetzt. Mehrere Teilnehmerinnen sind dabei selbstsicherer im Umgang mit ICTs geworden und haben den Wunsch nach kollektiven Teilhabestrategien adaptiert.

Kollektive Räume der Wissensproduktion

Das politische und gesellschaftliche Selbstverständnis vom Verein maiz ist sowohl für das Forschungskonzept als auch für den Feldzugang bestimmend gewesen. Parallel zur Selbstorganisation der Migrantinnen haben wir mit dem Projekt auf die Strukturen und den gesellschaftlichen Rahmen fokussiert. Der Umgang mit Migration und Migrant_innen in Österreich, der geopolitische Standort, die Bedeutung der Neuen Medien sind demnach Aspekte, die in das Projekt eingeflossen sind. Gefragt war ein Forschungskonzept, das kollektive Praxis, Theorie und Methodologie zusammendenkt:

„Action research aims to bring together theory, method, and practice as people work collaboratively towards practical outcomes and new forms of understanding. At its core, action research is about challenging and unsettling entrenched and sometimes invisible power arrangements and mechanisms that are enacted in everyday relationships, organizational and economic structures, cultural and institutional practices, large and small“ (Reason/Bradbury, 2008; c.f. Frisby/Maquire/Reid, 2009: 13)

AKT ist ein dynamisches methodologisches Konzept, das stets durch die unterschiedlichen Projekte und Kollektive bzw. Teilnehmer_innen weiterentwickelt

wird. Gemeinsam ist allen AKT-Initiativen der Wunsch, theoretisch-analytisches Vorgehen mit Praxis/Aktion zu verbinden und die Position, dass soziale Veränderung bei der Reflexion innerhalb der verschiedenen sozialen Gruppen und Kollektive beginnt. Je nach ideologischer Perspektive wird jedoch der Umstand, dass solche Projekte den Forschungsprozess nicht rigoros kontrollieren, sondern darauf reagieren und sich verändern, als Vor- oder Nachteil bewertet (Collins, 2011). AKT bietet jedoch durch die Transparenz im Forschungsprozess und die dialogischen Methoden Möglichkeiten, um Hierarchien im Forschungsprozess zu überwinden.

Die Erwachsenenbildung in der Community-Arbeit ist einst das Feld gewesen, in dem die AKT ihren Ausgang genommen hat (Glassman/Erdem/Bartholomew, 2013). Durch diese gemeinsame Entwicklung trifft AKT daher oft auf Paulo Freire (1970). Seine Positionen sind auch deshalb eng mit der Entwicklung der partizipativen Forschung verbunden. Seine ideologische Arbeit über soziale Veränderung durch die kollektive Praxis jener, die unterdrückt werden, sowie seine Methoden und Interventionen bilden eine Basis für viele Akteur_innen im Bereich der AKT.

Relevanz und Legitimation

Das Forschungsfeld der ICTs bzw. „Neuen Medien“ birgt eine besondere Herausforderung für die AKT, weil einerseits digitale Medien ein wesentlicher Bestandteil des alltäglichen Lebens in industriellen Gesellschaften sind, andererseits der Hype um die „Informationsrevolution“ und die rasante Entwicklung eine Faszination rund um die ICTs generiert haben, die häufig zu einem technologischen Determinismus führt: Neue Medien würden per se unsere Konzepte von Gemeinschaft, Öffentlichkeit, kollektivem Handeln ändern. Aber Handlungen und Wissen werden nicht automatisch durch „technologische Objekte“ verändert: „[...] technologies are not products but processes and that local knowledge has to be created by the users“ (Lee, 2006, S. 198f.).

Doch die unterschiedlichen ICTs-Anwender_innen haben nicht egalitären Zugang zu gesellschaftlichen Wissensprozessen. In den Sozialwissenschaften gilt die Frage „Wer darf Wissen über sich selber produzieren?“ als eine Linse, um gesellschaftliche Hierarchien und Ausschlussmechanismen sichtbar zu machen. Im Fall von jugendlichen Migrant_innen gliedert sich diese Fragestellung in zwei Stränge: Einerseits geht es bei dieser Frage um ihr Recht als Jugendliche, andererseits um ihr Recht als Migrant_innen, Wissen über sich zu produzieren und dieses Wissen wirkmächtig zu machen. Eine kritische Wissenspraxis bedeutet daher das Einbeziehen von unterschiedlichen Strategien, um beispielsweise die

Wissensproduktion von Migrant_innen bzw. Jugendlichen zu unterstützen. Die AKT ist ein Beispiel dafür, indem Aspekte der Selbstorganisation als eine wesentliche Form des Widerstands gegen die epistemische Gewalt (Castro/Dhawan, 2004, S. 279) genutzt werden. Gegen die epistemische Gewalt zu agieren bedeutet, gegen wissenschaftliche Konzepte, Definitionen und Methoden zu arbeiten, die die Interessen und Perspektiven einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe bzw. einer Tradition widerspiegeln.

Dieser Widerstand gilt auch der Bestimmung der gesellschaftlichen Relevanz. Relevanz wird in der AKT durch die Partizipation der Teilnehmer_innen generiert. Partizipative Forschung stellt eine Herausforderung dar: „This kind of self-reflexive participatory approach moves us closer to ‚truth‘, but also transforms academic research into critical interventions in social, political and cultural life, with social change as the final outcome“ (Bosch, 2011, S. 29). Wenn feministische Theorie auf Migrantinnen trifft, sind deshalb nicht nur patriarchale Machtverhältnisse von Bedeutung, sondern auch die Gewalt der Einwanderungsgesetze, struktureller Rassismus und Klassenantagonismen relevant (Gouma, 2011). Der rechtliche Status der befragten Frauen und Jugendlichen ist dominanter Teil der Alltagserfahrungen in der Migration und war in vielerlei Hinsicht im Forschungsfeld relevant. In der AKT geht es deshalb auch darum, das Wissen, das im Forschungsprozess mitgeteilt wird, zu legitimieren (Fals-Borda, 1991).

Fokus: Sprechen für das Kollektiv

Self-defenceIT hat auf die Anliegen von erwachsenen Migrantinnen fokussiert. Zu Beginn des Projekts haben wir trotzdem eine Gruppe von Jugendlichen zum Gespräch über Mediengewalt eingeladen: Da Diskussionen über den Umgang mit ICTs oft die Elternperspektive hervorgebracht haben, haben wir ein Treffen mit Jugendlichen organisiert, um ihre Positionen zu diskutieren. Später fand ein zweites Treffen mit Jugendlichen über Gruppenzugehörigkeit und Rassismus statt. Insgesamt haben wir mit neun Jugendlichen gesprochen.

Die Jugendlichen verfügen über umfangreiches Wissen zu ihrer Position in der Gesellschaft. Einerseits handelt es sich um theoretisches Wissen (wie Medien Migrant_innen zu den „Anderen“ der Gesellschaft machen usw.), andererseits handelt es sich um Erfahrungswissen, das mit der eigenen Biographie eng verknüpft ist.

Das Gruppeninterview über Mediengewalt haben die Jugendlichen mit politischen Statements gegen die strukturelle Gewalt des Staat gestartet: Die Asylgesetze sind ungerecht. Die Jugendlichen haben dadurch eine besondere Funktion

des Interviews unterstrichen: Sie nutzten die soziale Situation des Interviews, um ihre Meinung abseits der Forschungsfrage mitzuteilen und eine Botschaft nach „oben“ (als ESF-Projekt an die EU) zu schicken. Für die Teilnehmer_innen sind ICTs und Mainstream-Medien insgesamt weniger relevant als ihre Erfahrungen als (teils ehemalige) Asylwerber_innen und als ihre „realen“ Rassismuserfahrungen abseits der virtuellen Welt gewesen. Trotzdem war es deutlich: In den Medienberichten sind die „Ausländer“ immer die Schuldigen.

AKT geht von einer Gruppe, die etwas verändern will, also von einem Kollektiv aus. Die Gruppe der „Jugendlichen“ ist als gemeinsame Kategorie, die sich vor allem auf das Alter bezieht, breit akzeptiert. In der Forschung erzeugt indes die Gruppe rund um die Kategorie „Migrant_innen“ zahlreiche Widersprüche und Diskussionen. Im Gegensatz dazu sind sich die teilnehmenden Jugendlichen sehr klar über ihr Gruppenverständnis gewesen: Die Teilnehmer_innen haben für ein Kollektiv gesprochen. Die Reflexion über die persönliche Situation ist zwar im Mittelpunkt gestanden, trotzdem haben sich die Jugendlichen für das Kollektiv der Migrant_innen zu Wort gemeldet: Die Bedingungen sind ungerecht und zwar gegenüber der gesamten Gruppe.

Für die weiteren Aktionen im Rahmen der AKT war relevant, dass für die Teilnehmer_innen dieses Kollektiv der Migrant_innen vor allem in Bezug auf Ungerechtigkeit stark präsent war. Die Jugendlichen haben ein Kollektiv in der Ungerechtigkeit, aber kein Kollektiv im Kampf dagegen gesehen: „Alleine kann ich nichts machen“, ist eine der Rückmeldungen gewesen. Die „Neuen Medien“ werden nicht als Verbündete gegen die Ungerechtigkeit und auch nicht als Opposition gegen die „Alten Medien“ gesehen. Entgegen der umfangreichen Forschungsergebnisse werden sie nicht als Protestmedium oder als partizipative Chance wahrgenommen. Den alten Medien wird eine hierarchische Position in der öffentlichen Gestaltungsmacht zugesprochen. Die genannten Strategien, um die Situation zu verändern, entsprechen diesem Bild: Selbst die Berufswahl Journalistin zu treffen, stellte für eine Teilnehmerin eine Möglichkeit dar, um die öffentliche Meinung zu korrigieren bzw. um bei der Wahrheit mitzuwirken.

Umsetzung

Die Jugendlichen haben über ihre Erfahrungen mit Rassismus in der Volks- und Hauptschule oder auf der Straße und in den öffentlichen Verkehrsmitteln berichtet. Rassistische Angriffe im Netz haben im Gespräch dafür eine untergeordnete Rolle gespielt bzw. sie konnten sich im Netz besser schützen. Der Ort des Rassismus ist für sie damit das Reale, wobei die Jugendlichen sich mit zunehmendem

Alter diesen Angriffen weniger ausgesetzt sehen. Die Berichte der Jugendliche über aggressive Kommentare im Facebook sind ein Beispiel von unmittelbarer Gewalt im Netz, die Reaktionen darauf sind jedoch beschwichtigend gewesen. Gleichzeitig ist es beim Gespräch um die Entmystifizierung der Gewalt gegangen: Man wird nicht ständig beschimpft.

Die Jugendlichen haben den Fokus auf die strukturelle Gewalt der Gesetzgebung, den Alltagsrassismus und die Mainstream-Medien gelegt. Für die Projektaktionen – vor allem für die Workshops und für die Beratung – hat das bedeutet, dass wir ICTs als Tools für die unterschiedlichen Anliegen und für die Kollektivierung von Aktionen eingesetzt haben. Gleichzeitig haben wir uns mit der Bedeutung des Kollektivs im Kampf gegen Ungerechtigkeit beschäftigt. Daraus sind unter anderem eine Photostory und ein kurzes Mobile-Video entstanden (ANTIGONE's Team, 2013). Bei der Photostory sind wir von Teilnehmerinnen-Berichten über die rassistischen Arbeitsbedingungen in einem Unternehmen in Oberösterreich ausgegangen. Die daraus entstandene Geschichte hat sich auf eine Hackerin bezogen, die die relevanten Infos auf der Website des Unternehmens stellt, um andere Frauen zu warnen. Bei der Ausarbeitung des Plots sind Sprüche und Botschaften entstanden, die wir dann in das Mobile-Video eingebaut haben.

Die Phase der Interviews und der Analyse hat die Workshops und weitere Aktionen inhaltlich und konzeptionell geprägt. Auch während der Workshops sind Themen und Anliegen formuliert worden, die auch nach der Projektlaufzeit Basis für weitere Schritte sind. Bei Technologien wie den ICTs handelt es sich um Wissenssysteme mit komplexen Exklusionsmechanismen, die entlang der intersections class-gender-race-age usw. agieren. Ihre Wirkung ist zwar nicht so unmittelbar wie der rechtliche Aufenthaltsstatus, die Wohn- und Arbeitsbedingungen..., trotzdem waren ICTs für alle Teilnehmerinnen wichtige Instrumente, um zu gestalten und zu verändern.

Autorin: Assimina Gouma arbeitet immer wieder mit dem Verein maiz und ist an einer kritischen Migrationsforschung interessiert.

Literatur:

ANTIGONE's, Team et al. (2013): *Wir sind Viele! Self-defenceIT – Migrantinnen wehren sich gegen Gewalt in Medien*. maiz, Linz. www.selfdefenceit.maiz.at/index0bb7.html?q=de (2013-11-29)

Bosch, Tanja (2011): *African Feminist Media Studies*. In: *Feminist Media Studies*, 11. Jg., H. 1, 27-33.

Castro Varela, Maria do Mar / **Dhawan**, Nikita (2004): *Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik*. In: Steyerl, Hito/ Rodríguez, Encarnación Gutiérrez (Hg.): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Unrast: Münster, 270-290.

Collins, Chik (2011): *Reflections on CHAT and Freire's Participatory Action Research From the West of Scotland: Praxis, Politics, and the „Struggle For Meaningful Life“*. In: *Mind Culture and Activity*, 18. Jg., H. 2, 98-114.

Fals-Borda, Orlando (1991): *„Some basic ingredients“*. In: Fals-Borda, Orlando / Rahman, Muhammad Anisur (Hg.): *Action and knowledge: breaking the monopoly with participatory action-research*. Apex: New York, 3-12.

Freire, Paulo (1970): *Pedagogy of the oppressed*. New York: Herder and Herder.

Frisby, Wendy / **Maguire**, Patricia / **Reid**, Colleen (2009): *The ‚f‘ word has everything to do with it: How feminist theories inform action research*. In: *Action Research*, 7. Jg., H. 1, 13-26.

Glassman, Michael / **Erdem**, Gizem / **Bartholomew**, Mitchell (2013): *Action Research and Its History as an Adult Education Movement for Social Change*. In: *Adult Education Quarterly*, 63. Jg., H. 3, 272-288.

Gouma, Assimina (2011): *„Austria we love you. Wir werden dich nie verlassen!“ Migrantinnen-Kämpfe, Antirassismus und feministische Praxis*. In: Frauenabteilung der Stadt Wien (Hg.): *Migrantinnenrechte sind Frauenrechte*. Wien.

Lee, Micky (2006): *What's Missing in Feminist Research In New Information And Communication Technologies?* In: *Feminist Media Studies*, 6. Jg., H. 2, 191-210.

Reason, Peter / **Bradbury**, Hilary (Hg.) (2008): *Handbook of action research: Participative inquiry and practice*. Sage: London.

Wenn muslimische Schülerinnen einen Film drehen ...

Renate Tanzberger

Vorgeschichte und Vorarbeiten

Der Verein EfEU ist im Rahmen des Bereichs „Gewalt an und unter Jugendlichen“ der „Plattform gegen die Gewalt in der Familie“ für die Region Wien zuständig. Für das gemeinsam entwickelte Projekt „CommUnit(y) – Zur Rolle von Gemeinschaften im Leben von Jugendlichen“ arbeiteten wir mit der Islamischen Fachschule für Soziale Berufe in Wien zusammen. Ich stellte das Projektvorhaben, Videos zum Thema Beziehungen zu drehen, einer Deutschlehrerin der Schule vor und sie sowie die 13 Schülerinnen im Alter zwischen 16 und 19 Jahren erklärten sich bereit, mitzumachen.

Ich hatte im Vorfeld beschlossen, das Videoprojekt mit den Mädchen der Klasse durchzuführen. Die Vorbereitungsarbeiten fanden aber mit der gesamten Klasse statt, der auch drei Burschen angehörten. Zur Einstimmung ins Thema gestaltete ich eine Stunde, in der die Schüler_innen einen Fragebogen bekamen.

Fragebogen – „Du in 10 Jahren“

Nachdem die Schüler_innen die Fragen für sich beantwortet hatten, bat ich sie sich zu den einzelnen Kategorien aufzustellen. Die Schülerinnen positionierten sich bei jeder Frage – obwohl ich erwähnt hatte, dass sie die Aufstellung bei Fragen, die sie nicht öffentlich beantworten wollen, auch verweigern können – und waren sehr am Austausch interessiert. Eine Diskussion entspann sich z.B. darüber, ob Eltern im späteren Leben auch dann einen hohen Stellenwert haben sollten, wenn sie sich dem Kind gegenüber schlecht verhalten haben. Leider reichte die

Fragebogen „Du in 10 Jahren – was glaubst du, wie wichtig dir dann die einzelnen Bereiche sein werden?“

	sehr wichtig	wichtig	unwichtig
viel Geld verdienen			
in einer Beziehung leben			
verheiratet sein			
Kinder haben			
ein Beruf, der Freude macht			
ein eigenes Haus			
eine eigene Wohnung			
ein eigenes Zimmer			
viel Freizeit			
ein eigenes Auto			
ein eigener Computer			
finanzielle Unabhängigkeit			
kreative Betätigung			
sportliche Betätigung			
Freundinnen / Freunde treffen			
abends ausgehen			
schön sein			
reisen			
gesund sein			
Freiheit genießen			
fit sein			
religiöse Betätigung			
politische Betätigung			
ohne Gewalt leben			
Zeit für Hobbys haben			
ein Haustier haben			
Sonstiges:			

Zeit nicht, um alle Kategorien durchzufragen. Ich sammelte die Bögen im Anschluss ab und wertete sie für mich aus. Alle anwesenden Schüler_innen hatten „gesund sein“ und „ohne Gewalt leben“ als sehr wichtig angekreuzt, auch „einen Beruf haben, der Freude macht“ fand eine hohe Zustimmung, wobei eine Schü-



lerin „aber auch Geld“ ergänzte. Die Schüler_innen hatten auch die Möglichkeit, noch eigene Kategorien anzuführen, wobei Eltern und Geschwister sowie Treue und Weiterbildung genannt wurden.

Geschichtsanfänge weiterspinnen

Mit der Lehrerin und einer Mitarbeiterin des Medienzentrums, die den Video-Workshop leitete, war vereinbart worden, dass die Geschichtenfindung aus Zeitgründen bereits im Vorfeld stattfinden sollte. Dafür hatte ich mir neun Geschichtsanfänge einfallen lassen und mit der Lehrerin vereinbart, dass die Schülerinnen jeweils zu zweit eine Geschichte weiterentwickeln.

Besprecht die Situation und überlegt gemeinsam, wie die Geschichte weiter gehen könnte. Notiert Stichwörter zum Verlauf der Geschichte bzw. die Geschichte selbst.

- (1) A., B. und C. sind gute Freundinnen. Wie sieht für sie ein perfekter Tag aus?
- (2) N. und M. leben zusammen und haben gerade einen Streit. Beschreibe M. und N., worüber sie streiten und wie der Streit ausgeht.
- (3) Zwei Freundinnen sitzen zusammen und überlegen, wie ihr Leben in 10 Jahren aussehen könnte. Beschreibe die Freundinnen kurz (wie alt sind sie, was machen sie, ...). Worüber reden sie? Wie wird sich ihr Leben in 10 Jahren vom derzeitigen Leben unterscheiden? Was könnte in 10 Jahren in der Gesellschaft anders sein? Lasst eure Fantasie blühen!
- (4) A. hat Schwierigkeiten. Wer ist A.? Welche Schwierigkeiten hat sie? An wen wendet sie sich um Unterstützung?
- (5) Mutter und Tochter sitzen zusammen und reden darüber, was ihnen im Leben wichtig ist. Wo sitzen die beiden? Wie alt sind sie? Was ist beiden wichtig, worin unterscheiden sie sich?
- (6) A., B. und C. sind gute Freundinnen. Heute gibt es aber ein Problem. Wer hat das Problem (Eine von den dreien? Die Freundinnen miteinander?)? Um was geht es? Wie könnte das Problem gelöst werden?
- (7) Drei Freundinnen sitzen zusammen und schreiben jeweils 3 Wünsche auf kleine Kärtchen. Sie versprechen einander, 2020 wieder zusammen zu kommen und zu schauen, welche Wünsche sich erfüllt haben. Was steht auf den 3 Kärtchen? Welche Wünsche haben sich erfüllt, welche nicht? Was davon ist den Freundinnen noch wichtig?
- (8) Vier Freundinnen schauen sich gerade Austrias Next Top Model an. Da sagt eine von ihnen „Ich verstehe nicht, dass sich manche Frauen operieren lassen oder sich fast zu Tode hungern, um schöner zu sein“. Was könnten die Freundinnen in der anschließenden Diskussion für Meinungen dazu und zu

den Themen „was Schönheit ist“, „wie wichtig Schönheit ist“, „wer bestimmt, was schön ist“ vertreten?

- (9) A. schwärmt ihrer Freundin B. gerade von ihrem Freund vor. B. hört eine Zeit lang zu und sagt dann „Bei mir war es am Anfang auch wunderschön, aber gestern hat er mich geschlagen“. Was könnte A. Schönes von ihrem Freund erzählt haben? Warum könnte sich die Beziehung von B. so verändert haben, dass ihr Freund/Mann gewalttätig gegen sie wird? Was könnte A. tun, um B. zu unterstützen?

Ich hatte zum Geschichtsanfang (7) eine Beispielgeschichte geschrieben, um die Schülerinnen zum Fantasieren anzuregen:

Nada, Leyla und Anna gehen in die dritte Klasse der Islamischen Fachschule für Soziale Bildung. Morgen ist der letzte Schultag. Deswegen treffen sie sich heute Nachmittag für ein kleines Ritual bei Nada. Nada hat Tee und Kekse und neun Kärtchen vorbereitet. Jede von ihnen schreibt drei Wünsche auf, die sich bis 2020 für sie erfüllen sollen. Leyla findet das sehr schwierig, weil sie mindestens zehn Wünsche hat, Anna fallen sofort die drei Dinge ein, die ihr am wichtigsten sind und Nada kann sich beim letzten Wunsch nicht so recht entscheiden. Aber schließlich sind alle Kärtchen beschrieben, Nada steckt sie in ein Kuvert und klebt dieses zu.

2020: Die drei Freundinnen sind nun 25 Jahre alt. Sie treffen sich in Nadas Wohnung. Nada ist ganz stolz darauf, dass sie noch weiß, wo das Kuvert mit den Kärtchen ist und öffnet dieses. Alle sind total gespannt.

Nada liest vor: „Leyla hat sich Folgendes gewünscht: Mit 25 Jahren möchte ich als Apothekerin arbeiten, ich möchte in Mekka gewesen sein und mich mit meinen Eltern gut verstehen.“ Alle lachen, weil es genau so gekommen ist. Leyla hat Pharmazie studiert, war im letzten Jahr in Mekka und hat sich wieder mit ihren Eltern versöhnt, die dagegen waren, dass Leyla nach der Schule studiert.

Leyla liest Annas Wünsche vor: „Ich möchte 2020 zusammen mit meiner Freundin in Spanien in einem Haus mit Garten leben.“ Annas Wünsche haben sich nur teilweise erfüllt. Sie lebt wieder in Wien, war dazwischen aber ein Jahr als Au-pair in Spanien. Sie wohnt zusammen mit ihrer Freundin in einer Wohnung. „Dafür baue ich auf meinem Balkon Paradieser an“, sagt sie stolz.

Nun ist Anna dran, Nadas Wünsche vorzulesen: „Ich will mit einem auf arabische gesungenen Lied Starmania gewinnen, will anschließend Bezirksrätin im siebten Bezirk werden und ich möchte mit meinem Mann in einer schönen Wohnung wohnen.“ „Du hast geschummelt“, sagt Leyla, „das waren vier Wünsche.“

Was glaubt ihr, welche von Nadas vier Wünschen haben sich erfüllt?

Leider war diese Stunde entfallen und die Wahl sowie die Weiterentwicklung der Geschichten fand daher erst während des Videoworkshops statt.

Der Videoworkshop

In drei mal fünf Stunden entstanden unter Anleitung der Mitarbeiterin des Medienzentrums zwei Filme, wobei die Schülerinnen das Drehbuch schrieben, das Storyboard zeichneten, Aufnahmeleitung machten, selbst spielten, die Kamera führten, den Ton aufnahmen und den Film schnitten.

Ihrem Film, der sich mit häuslicher Gewalt und Ungerechtigkeiten im Job beschäftigte, gaben die Mädchen den Titel „Was lohnt sich?“, und jenen Film, der sich mit Solidarität und Konflikten zwischen Mädchen beschäftigt, wobei die Geschichte aus der Perspektive der Schülerinnen 50 Jahre später erzählt wurde, nannten sie „Wie die Zeit vergeht“.

Kurzbeschreibung zu „Was lohnt sich?“

Eine junge Frau, Ezgi, kommt zur Wohnungstür ihrer Freundin Berfin und bekommt mit, dass Berfin und ihr Freund Baran streiten und er Berfin schlägt. Danach stürmt Baran aus der Wohnung. Die Freundinnen reden anschließend über die Situation. Auslöser der Gewalt war, dass Baran eifersüchtig war, weil Berfin sich im Rahmen ihres Studiums mit einem Kollegen unterhalten hatte; außerdem hatte Baran getrunken, bevor er nach Hause kam und den Streit losbrach. Die Freundinnen überlegen, dass Berfin ein paar Tage zu ihrer Freundin ziehen könnte. Ezgi fällt ein, dass sie eigentlich mit zwei Freundinnen verabredet sind und sie brechen gemeinsam auf, nachdem das blaue Auge mit einer Sonnenbrille verdeckt wurde. Als sie – eine Stunde zu spät – bei den Freundinnen im Cafe ankommen, gibt es einen Streit zwischen den Freundinnen. Zwei laufen weg und die Zuschauerinnen erfahren, dass die eine, Ela, aufgebracht ist, weil sie in der Arbeit einen Konflikt hatte. Die Chefin will die Überstunden nicht bezahlen, darauf kündigt Ela. Im Abspann erfahren wir, dass Ela eine neue Arbeit gefunden hat und es dort besser ist. Für Berfin gibt es zwei Ausgänge: entweder, dass ihr Freund sich entschuldigt und er sie nie wieder schlägt oder, dass es wieder zu Gewalt kommt und Berfin sich daraufhin von Baran trennt.

Kurzbeschreibung zu „Wie die Zeit vergeht“

Sechs Schulfreundinnen treffen einander als Pensionistinnen wieder und reden über die guten Zeiten, die sie miteinander hatten. In Rückblenden ist zu sehen, wie sie sich beim Schummeln helfen, miteinander shoppen gehen und dabei unterstützen, das Schulgebäude verbotenerweise zu verlassen. Es geht aber auch

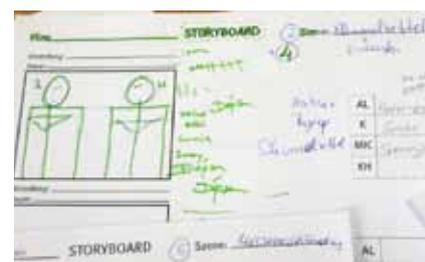
um Missverständnisse (dass zwei nicht zu einem Treffen eingeladen worden wären und schlecht über sie geredet würde), die dank der Initiative einer der Schulfreundinnen aufgeklärt werden konnten, was zur Versöhnung aller beigetragen hat.

Erkenntnisse und Highlights des Projekts

Für mich, die ich das Projekt initiiert und begleitet hatte, war es sehr schön, die Schülerinnen in all ihrer Unterschiedlichkeit zu erleben: es gab die wortgewaltigen, aktiven genau so wie die stillen; Mädchen, die schon Erfahrung mit Film hatten (z.B. mit Handyfilmen bei Hochzeiten) und ohne Scheu auf die Kamera zugehen; Mädchen, die gerne vor und/oder hinter der Kamera standen; Mädchen, die mitprotokollierten und andere, die lieber schminkten; Mädchen, die sich ärgerten, weil sie in der Aufregung des Spielens nicht so gut Deutsch sprachen wie sie es sonst taten; Mädchen, die genau wussten, was gespielt werden sollte und andere, denen es eher egal war; Schülerinnen, denen es im Nachhinein leid tat, dass sie nicht gespielt hatten, sondern „nur“ für die Technik zuständig waren; Mädchen, denen die Musik, mit der der Film hinterlegt wurde, so wichtig war, dass sie noch nacharbeiteten, obwohl das Projekt eigentlich schon abgeschlossen war; Schülerinnen, die sehr sensibel miteinander umgingen und andere, die für meine Begriffe eine recht raue Umgangsart pflegten,...

Das Projekt kam bei den Schülerinnen und der beteiligten Lehrerin sehr gut an. Die Mädchen arbeiteten konzentriert und interessiert, eigneten sich die nötigen technischen Fertigkeiten an und hatten Freude an der Erarbeitung der Filme und am Endprodukt. Was den Schülerinnen sichtlich gefiel: sich Raum zu nehmen. Die Dreharbeiten fanden in der Schule statt und als Drehorte wurde nicht nur die Bibliothek herangezogen, sondern auch der Gang, das Zimmer der Direktorin, ein Besprechungsraum oder die Kantine.

Unser Ziel war, dass sich die Schülerinnen lustvoll mit Fragen wie: „Welche Familienbilder haben wir?“, „Welche Unterstützung brauchen wir in schwierigen Beziehungen (Konfliktbewältigung, Umgang mit Gewalt)?“, „Wo erleben wir Gemeinschaft, Beziehung, Freundschaft als hilfreich erleben und wann als beschränkend oder gewalttätig?“ beschäftigen; es wurde erreicht. Die Idee, einen Mitarbeiter von der Männerberatung einzuladen, damit dieser aus seiner Perspektive zum Thema „Gewalt gegen Frauen“ Stellung nimmt, konnte aus Zeitgründen leider nicht verwirklicht werden. In Anbetracht der Zeit konnten verschiedene Fragen nur angerissen werden, es fand aber in weiterer Folge noch eine Vertiefung des Themas statt.



Die Schülerin, die Berfin spielte, wollte ihre Rolle auf keinen Fall so anlegen, dass sie vor Baran Angst hat und weint. Sie wollte wütend sein und Konsequenzen ziehen. Die Handlungsalternativen, die den Schülerinnen einfielen, waren: zur Mutter bzw. zur Freundin ziehen, bis Baran sich entschuldigt; den Freund in Therapie schicken; wenn sich nichts ändert, scheiden lassen. Sie ließen den Film offen enden und bei der Nachbearbeitung des Projekts schrieb jede Schülerin für sich, wie die Geschichte enden könnte.



Zwei der islamischen Schülerinnen in der Gruppe „Wie die Zeit vergeht“ trugen kein Kopftuch. Als sie sich als ältere Frauen spielten, trugen aber auch diese eines. Dies schien für sie dazuzugehören, ebenso wie ein sehr traditionelles Bild von älteren Frauen, das sie sehr überspitzt – und umso lustvoller – spielten. Die Lehrerin brachte dies auch damit in Verbindung, dass die Schülerinnen auf eine populäre türkische Serie zurückgriffen, die sich unterhaltsam mit der Türkei auseinandersetzt. Ihr wurde dabei bewusst, dass die Schülerinnen kaum Großeltern haben, die wie ihre Enkelinnen in Wien aufgewachsen sind. In diesem Zusammenhang möchte ich zwei Zitate bringen, die bei der Nachbearbeitung entstanden sind, bei der die Schülerinnen schreiben sollten, wie sie sich in 50 Jahren sehen: *„In Wirklichkeit stelle ich mir mein Leben als 70-jährige Frau nicht so vor, wie im Film gezeigt wird. Ich möchte mich später auch normal kleiden – ohne traditionelle Kleidung wie im Film.“* *„Ich will eine 70-jährige moderne Frau sein, ich will mich nicht gehen lassen, nur weil ich alt bin. Schmuck und Schminke habe ich immer geliebt, ich denke, das wird auch in 50 Jahren so sein. Ich will sehr fit sein und nicht gebrechlich. Ich denke schon, dass ich dann mit 70 Jahren ein Kopftuch tragen werde.“* Interessant war auch, dass das Thema Pflege von älteren Angehörigen bei den schriftlichen Statements der Mädchen öfter vor kam.



Wie es an der Islamischen Fachschule für Soziale Berufe üblich ist, wurde auch ein Projektbericht (inklusive Fotos und Reflexion des Projekts) erstellt, und die zwei Videos wurden in Form einer Projektpräsentation an der Schule vorgestellt. Im Projektbericht führt die Lehrerin an: *„Bei der Lektüre von ‚Kabale und Liebe‘ oder aber bei den Schriftstellerinnenportraits wurde immer wieder auf die Filme Bezug genommen und die Mädchen dachten weiter über ihre Handlungsmöglichkeiten in Bezug auf ihr Leben nach.“*

Zum Schluss noch eine Antwort auf die Frage, warum das Videoprojekt ausschließlich mit Mädchen stattfand. In unseren Fortbildungen zum Thema Gender sehen wir es als wichtig an, das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit zu dekonstruieren. Dennoch stellt dies für mich keinen Widerspruch dazu da, auch

Angebote z.B. ausschließlich für Mädchen zu machen. Solange wir in einer Gesellschaft leben, in der Geschlechterzuschreibungen und -hierarchien Normalität sind, ist es sinnvoll, gewisse „Freiräume“ herzustellen: bei diesem Projekt einen Erlebens- und Diskussionsraum für die muslimischen Schülerinnen, ihre Ideen zu entwickeln und umzusetzen.

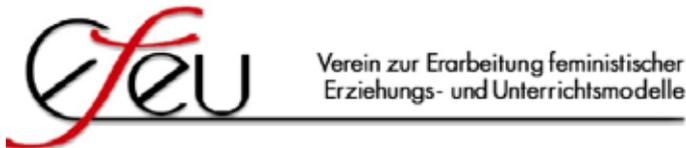
Autorin: Mag.^a **Renate Tanzberger** ist Obfrau des Vereins zur Erarbeitung feministischer Erziehungs- und Unterrichtsmodelle und beschäftigt sich seit vielen Jahren mit dem Thema „Gender und Bildung“, sie ist u.a. Fortbildnerin und Autorin. Näheres siehe www.efeu.or.at

Links

www.bif-fachschule.at – Islamische Fachschule für Soziale Bildung, Wien

www.medienzentrum.at – wienXtra-medienzentrum / Freiraum für kreative Medienarbeit

Ich danke **Kristina Reich**, der Deutschlehrerin, den beteiligten Schülerinnen **Büstra, Büsra, Fadime, Fatma, Hacer, Halime, Hatice, Melihat, Naime, Nesra, Sumeja, Sunay, Zeynep** sowie **Renée Frauneder** vom *Medienzentrum* für die gelungene Umsetzung des Projekts.



Verein zur Erarbeitung feministischer Erziehungs- und Unterrichtsmodelle

Untere Weißgerberstraße 41, A-1030 Wien
Tel.: 01-966 28 24
verein@efeu.or.at
www.efeu.or.at

Der Verein **EFEU**, 1986 gegründet, ist eine in Österreich und im deutschsprachigen Europa einzigartige Organisation mit den Schwerpunkten Gender/Diversität und Bildung.

Wir bearbeiten die Themen

- Gender- und diversitysensible Pädagogik im schulischen, vor- und außerschulischen Bereich und sowie in der Erwachsenenbildung
- Gender- und diversitysensible (Hochschul- bzw. Schul-) Didaktik
- Gewalt-/Prävention
- Berufsorientierung
- Gender- und diversitysensible Schul- und Organisationsentwicklung

- Gender-Mainstreaming-Prozesse im Bildungsbereich
- Diversity Management

Wir haben folgende Angebote und Serviceleistungen

- Beratung
- Bibliothek
- Aus- und Fortbildungen
- Gender- und Diversity-Trainings
- Forschung und Evaluation
- Konzeption und Organisation von Tagungen
- Gender-Expertisen
- Schulentwicklung und -Beratung
- Vermittlung von Referent_innen
- Herausgabe des EfeU-Newsletter
- Öffentlichkeitsarbeit
- Publikationen (siehe: www.efeu.or.at/publikationen.htm)

Unsere Angebote richten sich an Personen aus dem Bereich Bildung und Erziehung (Kindergarten, Schule, außerschulische Kinder- und Jugendarbeit, Hochschule), an Eltern, Aus- und Fortbildungsverantwortliche in der Erwachsenenbildung, an Organisationsentwickler_innen (im Speziellen Schulentwickler_innen) und Gender-Mainstreaming- und Diversity-Beauftragte.



Franz-Josef-Straße 3/3. Stock, A-5020 Salzburg
 Tel.: 0662-873931
 office@friedensbuero.at
www.friedensbuero.at

Das **Friedensbüro Salzburg** ist ein 1986 gegründeter, parteiunabhängiger Verein. Wir bieten verschiedenste Bildungsmaßnahmen zur zivilen Konfliktbearbeitung an: Workshops für Schulen und die außerschulische Jugendarbeit, Seminare für die persönliche und berufliche Aus- und Fortbildung, Tagungen und Veranstaltungen für Fachkräfte aus allen gesellschaftlichen Bereichen, die im weitesten Sinn mit Gewaltprävention und Friedenspädagogik zu tun haben.

Das **Friedensbüro** arbeitet sowohl im friedenspädagogischen als auch im friedenspolitischen Bereich. Wir greifen aktuelle Themen auf, die wir in enger Kooperation mit sozialen,

kulturellen und pädagogischen Einrichtungen, Behörden und NGO's bearbeiten, insbesondere auf regionaler und kommunaler Ebene.

Seit 1990 vermittelt das **Friedensbüro Salzburg** Workshops und Seminare zu verschiedenen friedenspädagogischen Themen für die (außer)schulische Kinder- und Jugendarbeit, die Erwachsenenbildung sowie die Aus- und Fortbildung. Unsere Angebote lassen sich in die Bereiche Prävention, Intervention und Bildungsarbeit einordnen.

Die inhaltlichen Schwerpunkte sind:

- Konfliktbearbeitung, Konfliktintervention
- Mediation, Soziale Kompetenzen
- Gewaltprävention, Deeskalation
- Vorurteile, Feindbilder, Rassismus
- Krieg und Frieden
- Zivilcourage

Das **Friedensbüro** ist finanziert durch Förderungen von Stadt und Land Salzburg, Projektförderungen, Sponsor_innen sowie Spenden und Mitgliedsbeiträge.



Institut FBI

Institut für gesellschaftswissenschaftliche Forschung, Bildung und Information

Technikerstraße 36, A-6020 Innsbruck

Tel./Fax: 0512-934510 | Mobil: 0660-5210674

fbi@reflex.at

www.uibk.ac.at/fbi

Das **Institut FBI** ist eine unabhängige und praxisnahe Forschungs- und Bildungseinrichtung. Seine Tätigkeit richtet sich auf Problemlagen gesellschaftlicher Gruppierungen mit dem Ziel, diese einer Lösung näher zu brin-

gen. Das Institut arbeitet an der Schnittstelle zwischen dem akademischen Wissen und dem Alltagswissen mit dem Bestreben, diese beiden Bereiche in Kontakt, Austausch und partnerschaftliche Kooperation zu bringen. Unsere Methoden sind daher überwiegend qualitativ und partizipativ.

Die Themenschwerpunkte sind:

- Wissenstransfer
- Partizipation und Empowerment
- Geschlechterforschung
- geschlechterreflektierende Pädagogik
- Bubenarbeit
- Gender Mainstreaming
- Migration und Bildung.



**Koordinationsbüro für
Offene Jugendarbeit
und Entwicklung**

Gallusstraße 12, A-6900 Bregenz
Tel.: 05574-45 838
office@koje.at
www.koje.at

Ansprechpartnerin: Mag.^a Regina Sams (Psychologin); Geschäftsführung und Koordination.

Die **KOJE – das Koordinationsbüro für Offene Jugendarbeit und Entwicklung** – ist die kompetente Service- und Koordinationsstelle für alle Angelegenheiten im Rahmen der Offenen Jugendarbeit in Vorarlberg.

Das Ziel der **KOJE** – als Dachverband für Offene Jugendarbeit – ist es, die Qualität in der Jugendarbeit nachhaltig zu fördern.

Offene Jugendarbeit positionieren

„Offene Jugendarbeit ist wichtig.“ Die koje versteht sich als Sprachrohr für diesen Grundgedanken. Offene Jugendarbeit ist ein unverzichtbarer Teil außerschulischer Jugendarbeit, mit hohem Präventionsgedanken, der finanzielle Sicherheit und Anerkennung verdient.

Zielgruppen

- Jugendarbeiter_innen in den Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit in Vorarlberg
- Personen aus Verwaltung und Politik auf Gemeinde-, Landes- und Bundesebene
- Fachpersonen aus angrenzenden sozialen und kulturellen Arbeitsfeldern
- Multiplikator_innen rund ums Thema „Jugend und Jugendarbeit“
- Allgemeine Öffentlichkeit

Die Subventionierung erfolgt durch das Land Vorarlberg, Mitgliedsbeiträge und diverse Projektfinanzierungen (Land, Bund, EU).



Karfreitstraße 8/II, 9020 Klagenfurt

Tel.: 0463–50 88 21

office@maedchenzentrum.at

www.maedchenzentrum.at

Ansprechpartnerin:

Mag.^a Christine Erlach (Geschäftsführerin)

Das **Mädchenzentrum Klagenfurt** wurde 1995 als eine der ersten Anlaufstellen für Mädchen und junge Frauen in Kärnten gegründet, welche Beratung, Unterstützung und Information in unterschiedlichsten Lebenslagen suchten. Ein multiprofessionelles Team aus Pädagoginnen, Sozialarbeiterinnen, Psychologinnen, Berufsorientierungstrainerinnen und vielen anderen begleitet seither Mädchen und junge Frauen ganzheitlich, parteilich und stärkenorientiert. Diese jahrelange direkte Arbeit, die intensive Beschäftigung mit Gender in Theorie und Praxis und die nachhaltige Auseinandersetzung mit wirtschaftlichen, sozialpolitischen und gesellschaftlichen Herausforderungen ließen das Mädchenzentrum zu einer Drehscheibe werden: zwischen Mädchen und Familie, junger Frau und Unternehmen, Schülerin und Schule, Lehrling und Ausbildungsbetrieb, Stu-

dentin und Universität, Klientin und Ärzt_innen oder Psychotherapeut_innen.

Ziele: Heute ist das Mädchenzentrum Klagenfurt ein Kompetenzzentrum mit dem Ziel, selbstbestimmte und vielfältige Mädchen- und Frauenleben zu ermöglichen. Um diesen Anspruch zu verwirklichen, arbeiten wir mit Mädchen und mit allen, denen die Zukunftsperspektiven von Mädchen und das Potential junger Frauen ein Anliegen sind.

Zielgruppen:

- Mädchen und junge Frauen von 12 bis 25 Jahren
- Multiplikator_innen und Peers
- Eltern und Angehörige
- Schulen und Jugendeinrichtungen sowie Bildungseinrichtungen
- Vertreter_innen aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft
- Betriebe

Angebote:

- Begegnung und Kommunikation
- Offene Angebote zur Freizeitgestaltung und Bildung
- Allgemeine oder problembezogene sozialpädagogische Beratung für verschiedene Lebens- und Interessensbereiche
- Kurse und Veranstaltungen
- Präventions- und Bildungsworkshops
- Fort- und Weiterbildungen für Multiplikator_innen
- Konzeption, Koordinierung und Durchführung von Entwicklungs- und Innovationsprojekten sowie Netzwerken



Verein zur Förderung und Unterstützung von Mädchen und jungen Frauen

Arche Noah 11, 8020 Graz
 Tel.: 0316-33 73 00
 Fax: 0316-33 73 00-90
 office@mafalda.at
www.mafalda.at

MAFALDA ist nicht nur eine argentinische Comic-Heldin. MAFALDA ist eine gemeinnützige Einrichtung in der Steiermark, die seit 1989 Pionierarbeit in der feministischen Mädchenarbeit leistet.

Ziel unserer Arbeit ist, Mädchen und junge Frauen umfassend und ganzheitlich zu fördern. Wir stellen die Interessen, Wünsche und Bedürfnisse der Mädchen und jungen Frauen in den Mittelpunkt unserer Arbeit und fördern besonders jene Kompetenzen, die Selbstbestimmung ermöglichen.

Wir unterstützen Handlungsweisen, die zur gesellschaftlichen Mitgestaltung und demokratischen Beteiligung befähigen.

Wir schätzen die Vielfalt weiblicher Biographien und Lebenszusammenhänge und gestalten unsere Angebote entsprechend vielfältig, niederschwellig und möglichst kostenlos.

Der Bogen spannt sich dabei von Beratung über arbeitsmarktspezifische Angebote bis hin zur Bildungsarbeit für Mädchen und Multiplikator_innen.

Die verschiedenen Bereiche unserer Einrichtung führen folgende Angebote:

Beratung & Prävention

- psychosoziale Beratung mit den Schwerpunkten Gewalt/sexualisierte Gewalt und Essstörungen
- Workshopangebote für steirische Schulen und Jugendzentren zur Gesundheitsförderung und Gewaltprävention
- Lehrgang Gewaltprävention in der Mädchen- und Burschenarbeit

Arbeit & Beruf

- Individuelles Coaching-Angebot
- Qualifizierungsangebote
- Aus- und Fortbildungsangebote für Multiplikator_innen

JA.M Mädchenzentrum

- offene Jugendarbeit mit feministischer Grundhaltung

Bildung & Lernen

- Kubus: Lernräume, ein Angebot zur Prüfungsvorbereitung in kleinen Lerngruppen oder mittels E-Learning
- Lernkunst, eine Fortbildungsreihe zur Anwendung künstlerisch-kreativer Methoden in der Erwachsenenbildung
- LernBOX, ein Bildungsprojekt, das sich an bildungsferne junge Frauen mit und ohne Migrationshintergrund wendet



Autonomes Zentrum von & für Migrantinnen

Hofgasse 11, A-4020 Linz
Tel.: 0732-77 60 70
maiz@servus.at
www.maiz.at

MAIZ ist eine Organisation von und für Migrantinnen. Nach dem Prinzip der Selbstorganisation arbeitet MAIZ seit 1994 unter anderem auch

mit Migrantinnen in der Sexarbeit und mit jugendlichen Migrantinnen. MAIZ entstand aus der Notwendigkeit von Veränderungen hinsichtlich der Lebens- und Arbeitssituation von Migrantinnen in Österreich und im Sinne einer Stärkung von politischer und kultureller Partizipation. Betroffenheit und Protagonismus sind die wichtigsten Arbeitsprinzipien.

MAIZ versucht durch die Arbeit in verschiedenen Bereichen Antworten auf die Herausforderungen der Frauenarbeitsmigration zu geben.

MAIZ erforscht und verändert Theorie und Praxis und entwickelt dabei vielfältige neue Formen und Methoden.



Bahngasse 46, 2700 Wr. Neustadt
Tel.: 02622-87031
office@sog-theater.at
www.sog-theater.com

Der bedeutende Erziehungswissenschaftler Hartmut v. Hentig schreibt in seinem Buch *Bildung* (2004), „dass das Theaterspiel eines der machtvollsten Bildungsmittel ist, die wir haben: ein Mittel, die eigene Person zu überschreiten, ein Mittel der Erkundung von Menschen und Schicksalen und ein Mittel der Gestaltung der so gewonnenen Einsicht“.

SOG. THEATER ist seit 1999 als professionelle Theaterorganisation u.a. zu Gewaltprävention österreichweit tätig und international vernetzt. Selbst entwickeltes Theater auf Grundlage von Recherche und Beobachtungen gesellschaftlicher Zustände und biografische Erzählungen bilden die Basis für die Theaterkreationen. Mit Forum-, Erinnerungs- und Playback Theater bleibt das Publikum nicht nur in der Zuseher_innenrolle, sondern wird vielfältig mit einbezogen.

Man kann SOG. THEATER gewaltpräventiv bei öffentlichen Aufführungen erleben, selber an Workshops teilnehmen oder für ein maßgeschneidertes Theaterprojekt engagieren.

„Wir passen zusammen“ – Fachreader Zur Rolle von Gemeinschaften und Beziehungsformen im Leben von Jugendlichen

Herausgegeben von:

